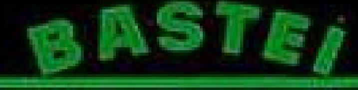
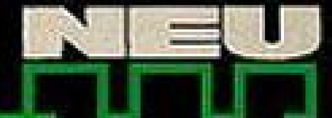
1,70 DM / Band 358
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Gespenst aus dem Hexenforst

Frankreich F 6,50 / Italien L. 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Das Gespenst aus dem Hexenforst

John Sinclair Nr. 358

von Jason Dark

erschienen am 14.05.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Das Gespenst aus dem Hexenforst

»Da stimmt doch was nicht«, sagte Captain Blecker.

»Wieso?« fragte sein Nachbar, ein hoher NATO-General aus Deutschland und zu Besuch auf der Insel.

»Entweder ist der Pilot, entschuldigen Sie, besoffen oder eingeschlafen. So, wie der die Kiste fliegt, steuere ich sie noch mit achtzig. Moment mal, Sir.« Captain Blecker drückte sich aus dem Sitz und legte die Entfernung zum Cockpit mit zwei Schritten zurück.

Der General schaute aus dem Fenster.

Er sah unter sich eine düstere Fläche in der Dämmerung. Ein unheimlich wirkendes Waldgebiet, das sie überflogen. Im Volksmund wurde es Hexenforst genannt.

Obwohl man den Monat Dezember schrieb, sahen die Bäume grün aus.

Blödsinn, dachte der General. In diesem Augenblick traf ihn das eiskalte Entsetzen…

Vor uns stand ein Mann, der selbst in der ziemlich gefüllten Abflughalle des Heathrow Airports auffiel, weil er die meisten Menschen überragte. Schuld daran trug auch der weiße Turban, der kunstvoll geschlungen war und sein lackschwarzes Haar bedeckte.

Dieser Mann stammte aus Indien und hieß Mandra Korab. Er war unser Freund.

Suko und ich hatten es uns nicht nehmen lassen, ihn zum Flughafen zu begleiten. Die Passagiere der Maschine nach Bombay waren schon aufgerufen worden, und Mandra Korab stand vor uns, wobei das Lächeln in seinem dunklen Gesicht ein wenig traurig wirkte.

»Ja, jetzt müssen wir Abschied nehmen«, sagte er, »aber nicht für immer, meine Freunde.« Er ging zuerst auf Suko zu und umarmte ihn. Dann war ich an der Reihe.

Nur ich vernahm die Worte, die er in mein Ohr flüsterte. »John, ich danke dir noch einmal. Wärst du nicht gewesen, würde ich jetzt noch in dieser Planke stecken.«

»Hör auf mit dem Unsinn! Wir haben es alle geschafft, auch Myxin und Kara.«

»Ich weiß. Trotzdem…«

In der Tat war es uns nach einem fast wahnsinnigen Kampf gelungen, Mandra Korabs monatelange Gefangenschaft in einer alten Schiffsplanke zu beenden. Dabei hatten wir auch Macha Rothaar, Myxins Mutter, kennengelernt, eine Dämonin, die von ihrem eigenen Sohn zweimal getötet werden mußte, damit ihr Schicksal besiegelt war und sie kein Unheil mehr anrichten konnte. Daß wir dabei noch Mandra Korab hatten befreien können, war natürlich mehr als fantastisch. [1]

Ich drückte ihn von mir. »So, mein Freund, dann gib mal acht, daß man dir die fünf Dolche nicht wieder abnimmt. Ansonsten wünsche ich dir alles Gut Hoffentlich steht dein Haus noch so, wie du es damals verlassen hast.«

»Ich habe treue Freunde und Mitarbeiter.«

»Das ist heute selten.« Ich schlug ihm auf die Schultern. »Jetzt dampf ab, sonst bleibst du noch länger in London.«

»Okay, Freunde, wir hören wieder voneinander.« Er nahm seine Reisetasche, winkte uns zu und verschwand durch die schmale Sperre. Ich zündete mir eine Zigarette an, blies den Rauch zu Boden und schaute ihm nachdenklich hinterher.

Suko begann leise zu lachen. »Was ist los mit dir, John? Du kommst mir so entgeistigt vor.«

Ich hob die Schultern. »Das bin ich nicht gerade, aber ich habe nachgedacht. In der letzten Zeit hat sich einiges geändert. Wir haben Mandra befreien und die meisten Großen Alten vernichten können. Bleibt noch das große Problem Jane Collins.«

»Du sagst es.«

»Ewig wird sie sich auf den Würfel nicht verlassen können. Das muß irgendwann mal schiefgehen. Laß nur mal den Spuk so richtig zuschlagen, dann ist alles vorbei.«

»Bis dahin müssen wir eine Lösung gefunden haben. Denk an das Kunstherz, John.«

Ich stäubte die Asche in einem Standaschenbecher ab. »Na ja, so überzeugt bin ich davon nicht. Aber lassen wir das. Schauen wir lieber nach, wie die Maschine startet. Ich bin erst beruhigt, wenn sie in den Wolken verschwunden ist.«

Wir gingen zu der großen Panoramascheibe, die ihren Anfang an der Decke genommen hatte und mit dem Ende bis zum Boden reichte. Durch die Scheibe fiel unser Blick auf das Rollfeld. Der Asphalt glänzte regennaß. Es herrschte ein dunstiges Wetter in London. Zum Glück hatte sich der Nebel der letzten Tage verflüchtigt, so daß auch der Flugbetrieb wieder aufgenommen werden konnte.

Die Maschine rollte bereits der Startbahn entgegen. Ihre Positionsleuchten waren wie auf- und zuklappende Augen, die eine rote Füllung besaßen. Mandra Korab sahen wir natürlich nicht. Vielleicht hatte er auch keinen Fensterplatz bekommen.

Er würde nach Indien fliegen, wir blieben zurück im naßkalten London, und ich dachte daran, daß wir in einigen Tagen Weihnachten hatten und ich noch immer ohne ein Geschenk dastand. Wenigstens für Glenda wollte ich eine Kleinigkeit besorgen. Shao sollte ebenfalls etwas bekommen. Suko und ich schenkten uns unser gegenseitiges Vertrauen.

Das war auch schon etwas.

Zudem war mir dieser Weihnachtsrummel zuwider. Alles drehte sich nur um das Geschäft. Nichts war mehr wie früher, als die Menschen noch über den wahren Sinn des Weihnachtsfestes nachdachten.

Ich wäre gern über die Feiertage weggefahren. Als ich den Conollys diesen Vorschlag unterbreitete, war der Protest groß gewesen.

Sheila wollte nicht mehr mit mir sprechen, und auch Bill zog ein langes Gesicht.

»Mit wem soll ich denn dann einen zur Brust nehmen?« hatte er gefragt.

Ich beugte mich der Mehrheit, zumal ich noch der Patenonkel des kleinen Johnny war.

»Träumst du?« Sukos Stimme unterbrach meine Gedanken. Mit dem Zeigefinger stieß mich mein Freund an.

»Ja«, erwiderte ich. »Von Weihnachten.«

Der Inspektor lachte. »Denke nur nicht, daß ich dir etwas schenke.«

»Da ich deinen Geiz kenne, rechne ich erst gar nicht damit. Mir geht es um etwas anderes.«

»Ja, ich weiß. Um die Feier bei den Conollys. Da bekommst du sowieso ein Geschenk, wie ich mir habe sagen lassen.«

»Und was?«

»Soll ich dir nicht…«

»Mensch, sei kein Frosch. Verrate das schon.«

»Es ist ein Scheck von Bill. Ausgestellt für UNICEF. Du sollst ihn einem Vertreter der Organisation überreichen. Der Spender selbst will im Hintergrund bleiben.«

Davon hatte ich nichts gewußt. Deshalb war ich auch so überrascht. »Ehrlich?«

»Ja.«

Ich lachte. »Dann feiere ich gern Weihnachten.«

Das Thema war beendet. Wir verfolgten, wie die Maschine allmählich in die Höhe stieg. Sie glitt in die Dunstwolken hinein. Wir sahen noch einmal ihren silbrigen Rumpf aufblitzen, dann war sie unseren Blicken entschwunden.

»Das hätten wir also«, meinte mein Freund und wandte sich zum Ausgang.

Ich blieb noch stehen.

»Was ist los?« fragte Suko.

»Ich überlege die ganze Zeit über, ob ich nicht jetzt schon die paar Geschenke kaufe.«

Mein Freund grinste von Ohrläppchen zu Ohrläppchen. »Die Idee ist ausgezeichnet, wirklich. Da mache ich mit.«

»Und dem Alten erzählen wir, uns hätte ein Verkehrsstau aufgehalten.«

Begeistert nickte Suko. Wir beide freuten uns wie die Kinder.

Rasch durchquerten wir die Halle und traten ins Freie.

Dort erwartete uns der Nieselregen. Ich stellte den Kragen meines Burberry hoch, damit mir das Wasser nicht in den Nacken lief. Bis zum Parkplatz mußten wir einige Schritte laufen.

Zahlreiche Menschen kamen uns entgegen. Die meisten schleppten Koffer, denn die große Winter-Reisezeit hatte längst begonnen.

Viele Menschen flohen vor dem feuchtkalten Wetter in den Süden oder flogen auch in den Schnee, wo sie einen Ski-Urlaub verbrachten. Wenn ich an meinen Urlaub dachte, den ich noch zu bekommen hatte, wurde mir ganz anders. Deshalb hatte ich beschlossen, mich zwischen den Jahren einige Tage zu erholen. Ich wollte gammeln, lesen, ins Kino gehen oder mal am Nachmittag im Pub ein Bier trinken.

Ich wollte alles machen, mich nur nicht mit irgendwelchen Dämonen herumschlagen.

In der letzten Zeit war zu viel geschehen, und die Ereignisse hatten an meinen Nerven gezerrt.

Wir erreichten den Silbergrauen, über dessen Karosserie eine Schicht

aus Feuchtigkeit und Tropfen lag. Sie gab dem Bentley ein nahezu trauriges Aussehen.

»Beeil dich mal«, sagte Suko. Er deutete schräg auf die Scheibe.

Jetzt sah auch ich, daß die Blinklampe am Telefon aufflackerte.

»Wer will denn da was von uns?«

»Heb ab.«

Zuerst schloß ich auf, entriegelte auch Sukos Tür und nahm den Hörer. Ich kam nicht dazu, meinen Namen zu sagen, denn unser gemeinsamer Chef, Sir James, stöhnte: »Endlich erreiche ich Sie.«

»Sie wußten doch, Sir…«

»Ja, ja, schon gut…«

Der alte Knabe hatte mal wieder miese Laune. Ich warf Suko einen bezeichnenden Blick zu, und mein Freund verzog das Gesicht, als müßte er Essigwasser trinken.

»Worum geht es, Sir?«

»Sie sind wahrscheinlich noch am Airport, nicht wahr?«

»In der Tat.«

»Dann bleiben Sie auch dort.«

Ich war überrascht. »Wieso denn das?«

»In gut einer Stunde wird Ihr Freund Mallmann aus Frankfurt eintreffen.«

Ich lachte auf. »Möchte er uns über Weihnachten einen Besuch abstatten?«

»Nein, der Besuch gilt nicht dem Weihnachtsfest. Er ist rein dienstlich. Machen Sie sich auf einen neuen Fall gefaßt.«

»Und worum geht es da, Sir?«

»Das wird Ihnen Kommissar Mallmann selbst sagen. Sie kommen am besten sofort nach der Landung in mein Büro.«

Da hatten wir den Salat.

Suko grinste schief. »War wohl nichts mit deinen Weihnachtsgeschenken, oder?«

»Mit deinen auch nicht«, gab ich bissig zurück.

»Ich habe schon einen Teil.«

»Hör auf damit.« Ich winkte ab und öffnete die Tür.

»Wo willst du denn hin?«

Die Beine schon draußen, drehte ich mich noch einmal um. »Im Wagen bleibe ich nicht. Da kannst du dich auf den Kopf stellen. Ich werde in irgendeiner Flughafenbar oder einem Restaurant warten. Den Schluck haben wir uns ja wohl verdient.«

»Und wer fährt?« fragte Suko.

»Du natürlich.«

»Immer ich«, beschwerte sich mein Freund und Kollege, folgte mir dennoch…

***

Captain Blecker war hinter dem Pilotensitz stehengeblieben und hatte seine rechte Hand auf die Schulter des Mannes gelegt. Der Pilot wollte nach vorn fallen. Blecker merkte dies rechtzeitig, hielt ihn fest, drehte ihn und auch seinen Kopf.

Er rutschte dabei noch ein wenig zur Seite, so daß sein Gesicht an der Rückenlehne vorbeischauen konnte. Auch der General starrte entsetzt in das Gesicht.

War das noch ein Gesicht?

Der hohe Offizier wollte es nicht glauben, denn was er vor sich sah, war eine Masse von Blut.

Aus Nase, Mund und Ohren war es gelaufen und bedeckte auch einen Teil der Pilotenjacke.

Der General hatte in seinem Leben schon viel Schlimmes gesehen.

Das hier setzte allem die Krone auf.

»Ist er tot?« hauchte der Mann aus Deutschland.

»Ja, verdammt, er ist tot.« Auch Captain Blecker war geschockt, er hatte sich nur schneller in der Gewalt und katapultierte den Mann mit einem Stoß vom Sitz. Die Gurte hatte er schon zuvor gelöst. Hoffentlich gelang es ihm noch, den Hubschrauber abzufangen.

Die Maschine fiel in ein Loch!

Das jedenfalls glaubte der General, der plötzlich das Gefühl hatte, sein Magen wäre zur Kehle gewandert.

»Verdammt, Blecker, tun Sie was!« ächzte er. Der gute General hatte eben zu lange in Casinos verbracht und sich mit irgendwelchen Theorien herumgeschlagen. Zu handeln, das schaffte er nicht.

Dafür Blecker.

Er hatte der Leiche einen solch harten Stoß versetzt, daß sie dem General fast vor die Füße rollte. Der Deutsche konnte in das schreckliche Gesicht schauen. Der Pilot mußte einen Blutsturz bekommen haben.

Die Maschine hatte sich wieder gefangen. Ob aus Zufall oder ob dies dem Können des Captains zuzuschreiben war, wußte auch der General nicht zu sagen, jedenfalls war die erste große Gefahr gebannt, denn sie schwebten noch über den Baumwipfeln.

Über grünen Wipfeln…

Der General aus Deutschland schüttelte den Kopf. Für ihn war das unbegreiflich. Ebenso wie der Tod des Piloten. Ob beides zusammenhing? Außerdem flog die Maschine über dem Hexenforst, und diesem Gebiet sagte man so einiges nach.

Das war Spuk, Aberglaube, Verrücktheit. Der General glaubte an so etwas nicht. Er war Realist und ließ sich nur von Fakten beeindrucken. »Was ist denn, Blecker?« rief der Deutsche. »Alles klar, Sir. Ich habe die Maschine unter Kontrolle.«

»Gut, dann ändern Sie den Kurs. Fliegen auf dem kürzesten Weg zur

Airbase zurück.«
»Hatte ich auch vor, Sir.« Der General nickte zufrieden. Der erste Schrecken hatte nachgelassen.
Jetzt konnte er wieder den Kommandeur herausspielen, und auch die Leiche kam ihm nicht mehr so schlimm vor wie zu Beginn dieses mysteriösen Vorfalls. Er schaute aus dem Fenster und sah unter sich abermals die Baumkronen des Hexenforsts.
Das konnte er sich nicht erklären. Sie hätten das Gebiet längst überflogen haben müssen, auf der Karte sah es nicht besonders groß ausund wies auch keine Besonderheiten auf.
Aber noch immer befanden sich die Bäume unter ihnen. »He, Captain!« rief er. »Kennen Sie dieses Gebiet hier genau?«
»Nein, Sir, ich überfliege es auch zum erstenmal.«
»Überfliegen ist gut. Wir hätten längst drüber sein müssen.«
»Das meine ich auch, Sir.«
»Und sonst nichts?«
»Sir, ich habe andere Sorgen. Die verdammte Maschine gehorcht mir nicht mehr.«
»Wieso?«
»Ich will den Kurs ändern und kann es nicht. Das Ruder scheint zu klemmen.«
Der General fing an zu schwitzen. Er wollte schon von einer Landung sprechen, brauchte aber nur nach unten zu sehen, um erkennen zu können, daß dies nicht möglich war. Sie würden zwischen den Bäumen zerschellen. Der Treibstofftank würde explodieren und den Hubschrauber in ein Flammenbündel verwandeln.
»Dann sehen Sie wenigstens zu, daß Sie schnell genug über den Forst hinwegkommen, Captain.«
»Geht auch nicht, Sir. Ich kann die Geschwindigkeit nicht verändern. Es ist so, als würden unsichtbare Kräfte den Vogel lenken. Ich kann nichts tun, tut mir leid.«
»Mann und so etwas…« Der General verschluckte die letzten Worte, da ihn ein trockener Hustenanfall überkam. Er hatte sein Gesicht verzogen. Ausgerechnet jetzt passierte so etwas. Ein Jahr vor seiner Pensionierung. Er hatte sich doch noch einen herrlichen Lebensabend auf Staatskosten machen wollen!
Wieder schaute er nach draußen. War die Maschine nicht inzwischen weiter abgesackt, oder bildete er sich das alles nur ein?
Hastig wischte er sich über die Stirn. Der Schweiß wäre ihm sonst in die Augen gelaufen.
Und dann entdeckte er schräg unter sich und zwischen den Bäumen etwas, für das er keine Erklärung hatte.
Es war zunächst nur ein weißer Fleck, der sich in den folgenden Augenblicken wolkenartig verdichtete, wobei er allmählich in die

Höhe stieg und direkten Kurs auf den Hubschrauber nahm.

»Haben Sie das gesehen, Captain?« schrie der Deutsche. »Verdammt, da unten tut sich etwas.«

»Ja, ich habe es entdeckt.«

»Und? Keine Erklärung?«

»Nein, Sir, und ich kann auch nicht ausweichen. Die Maschine macht, was sie will.«

Der General lehnte sich zurück. Sein Herz klopfte plötzlich doppelt so stark. Fast schmerzhaft spürte er den Druck der beiden Hosenträgergurte. Was er hier erlebte, grenzte an den nackten Wahnsinn, das konnte einfach nicht stimmen.

Captain Blecker gab sein Bestes. Er versuchte alle Tricks, die er früher in der Pilotenausbildung gelernt hatte. Auch sein Gesicht war schweißbedeckt.

Was er auch anpackte, was er auch tat, welche Lösung ihm durch den Kopf schoß, er schaffte es einfach nicht, die Maschine unter seine Kontrolle zu bekommen und ließ sich völlig deprimiert zurückfallen, weil er keine Möglichkeit mehr sah.

Mit einem Auge allerdings schielte er in die Tiefe. Was er dort sah, gab keine Veranlassung, irgendwelche Jubelschreie auszustoßen.

Die Wolke kam näher, und sie hatte bereits eine gefährliche Entfernung erreicht.

Der hohe Offizier wurde immer nervöser. »Versuchen Sie trotzdem auszuweichen, Blecker!«

»Sir, das ist leider unmöglich!« Die Stimme des Mannes klang gepreßt.

»Scheiße!« Der General drehte sich ein wenig, so daß er einen besseren Blick auf die eigentliche Wolke bekam. Nach wie vor bewegte sie sich. Sie schwebte auch seinem Hubschrauber entgegen.

Allerdings hatte sie ihre Form verändert, sie war breiter geworden und erinnerte in gewisser Hinsicht an einen hell gestrichenen Pfannkuchen.

»Ob da jemand was verbrennt?« schrie der General.

Er bekam eine Antwort von dem Piloten. Nur keine auf seine Frage. »Wir werden langsamer, Sir.«

»Noch mehr?«

»Ja.«

»Verdammt, was ist nur mit dieser verfluchten Kiste los?«

»Sir, das liegt nicht an dem Vogel, der ist okay. Der Grund ist dieser verdammte Hexenforst, den wir überfliegen und der einfach kein Ende nehmen will.«

»Und daran glauben Sie?«

»Sie nicht?«

Der General schwieg. Erklären konnte er sich das Phänomen der

Wolke auch nicht. Aber was sollte er machen? Eine Chance für ihn gab es nicht. Sein Leben lag in Captain Bleckers Hand.

Der Offizier aus Deutschland spürte die würgende Angst. Er hatte nie viel von irgendwelchen Voraussagungen gehalten, diesmal jedoch glaubte er, am Ende des Weges angelangt zu sein. Die kalten Schauer der Furcht auf seinem Rücken wollten einfach nicht weichen.

Kaum traute er sich, einen Blick in die Tiefe zu werfen. Als er es trotzdem tat, stellte er mit Schrecken fest, daß sie nicht mehr weit von den Baumkronen entfernt waren.

Von belaubten Baumwipfeln mitten im Winter!

Aber die weiße Wolke war verschwunden, und das wertete der General bereits als einen Erfolg.

Er wollte tief durchatmen, aber man ließ ihn nicht dazu kommen, denn plötzlich war die Wolke wieder da.

Und wie!

Der General hielt den Atem an. Sie erschien so dicht vor dem Hubschrauber, daß er das Gefühl hatte, sie würde direkt in die Maschine hineinfliegen und sie zerstören.

Und sie hatte sich verändert. Nicht nur ihre Form war eine andere geworden, auch ihr Aussehen. Die Wolke hatte die Umrisse eines Menschen bekommen.

Sie war ein Gespenst!

Das Gespenst aus dem Hexenforst! Daran mußte der Offizier denken, als er dieses Wesen sah. Gewaltig wie ein Riese war es. Es lag flach in der Luft, hatte die langen Arme ausgestreckt und die großen Hände gekrümmt. Der Mann aus Deutschland konnte genau durch die Lücke zwischen den beiden Armen und direkt in das Gesicht des Wesens schauen.

Er sah in eine bleiche Knochenfratze, die nur vorn im Gesicht so skelettartig schimmerte, ansonsten all die Anzeichen aufwies, die auch ein menschlicher Kopf besitzt. Sogar einige Haare flatterten nach hinten. Auch sie sahen aus wie geisterhafte Streifen.

Das war ein Gespenst!

Der General schrie nach dem Captain, es war zu spät.

Wie ein mordender Blitzstrahl kam der Unheimliche über den fliegenden Hubschrauber.

Beide Männer konnten dem Tod nicht mehr entkommen. Kaum hatte der Geist den Hubschrauber umhüllt, als die Maschine gewaltig durchgeschüttelt wurde.

Dann explodierte sie.

Der Feuerball sprühte über den Bäumen auf und erhellte den Forst mit seinem flackernden Schein.

Als Fackel raste der Hubschrauber in die Tiefe. Er krachte zwischen die Bäume, flammte dort noch einmal auf, und während seine letzten

Reste verbrannten, hallte ein grausames Lachen durch die Luft, ausgestoßen von einem Wesen, das man mit dem Begriff Gespenst vom Hexenforst umschrieb.

In den Trümmern verbrannten drei Menschen. Nachdem alle Feuer erloschen waren, verschwand auch das Gespenst. Und mit ihm das Grün der Bäume.

Ein winterlich kahler Hexenforst beherbergte drei Tote und die Trümmer eines Militärhubschraubers…

***

Zwei Tassen Kaffee und zwei Cognacs hatte ich getrunken, um mir die Wartezeit zu verkürzen. Wir saßen in einer der kleinen Flughafenbars.

Hinter der Theke bediente ein nettes Mädchen, das uns hin und wieder anlächelte. Manchmal erinnerte mich die Kleine an Glenda, unsere Sekretärin. Sogar die Haarfarbe stimmte.

»Möchten Sie noch eine dritte Tasse, Sir?« erkundigte sie sichfreundlich.

Suko deutete auf das Zifferblatt seiner Uhr. »Wir haben keine Zeit mehr, John. Wills Maschine wird gleich landen.«

»Na ja, dann nicht.«

»Schade«, meinte das Mädchen.

»Finde ich auch.« Ich lächelte sie an. »Was habe ich zu zahlen?«

Sie nannte den Preis. Ich beglich die Rechnung und legte auch noch ein Trinkgeld hinzu. Für die Spesenkasse steckte ich die Rechnung weg. Wir rutschten vom Hocker, mußten in eine andere Halle und warteten dort auf unseren deutschen Freund.

»Wir haben ihn lange nicht mehr gesehen«, meinte Suko.

»Tatsächlich. Ist schon eine Weile her.«

»Ob er immer noch seinen alten Manta fährt?«

Ich mußte lachen, als ich Sukos Frage hörte. »Da kennst du ihn schlecht. Der spricht zwar schon seit zwei Jahren davon, sich einen neuen Wagen zuzulegen, trennen kann er sich von dem Manta aber nicht.«

»Wie du von deinem Bentley.«

»Das ist doch wohl ein Unterschied.«

»Wieso?«

»Meiner war teurer, den muß ich auch länger fahren. Außerdem ist die Karre in Ordnung.«

»Bald kannst du sie ins Museum stellen. Dann bekommst du mehr Geld dafür, als du damals abgestottert hast.«

»Kann sein. Wenn du ihn pflegst und mithilfst, ihn zu putzen!«

»Dann nimm du dir meine Harley vor.«

Das wollte ich nun doch nicht und schaute zur Sperre hin, wo die

ersten Passagiere der Frankfurter Maschine erschienen. Will Mallmann war nicht dabei. Da er unterwegs sicherlich nicht abgesprungen war, würde er als einer der letzten die Maschine verlassen haben.

Tatsächlich kam der Kommissar so ziemlich zum Schluß. Begleitet wurde er dabei von einem Piloten, der noch auf ihn einsprach und einige Male lachte.

Ich winkte Will zu.

Er entdeckte uns, blieb stehen und verabschiedete sich, bevor er auf uns zustürmte.

»Na, ihr alten Geisterkiller«, rief er, »lebt ihr immer noch?«

»Ja, wir sind nicht totzukriegen«, sagte ich.

Und Suko fügte hinzu. »Wie dein Manta.«

Mallmann mußte lachen. Er sah noch immer so aus wie früher.

Ein wenig asketisch das Gesicht, aus dem die Römernase wie ein Erker hervorsprang. Seine Haare waren kaum grau, aber weniger geworden.

Wir schlugen einander auf die Schulter. Es war dem Kommissar anzumerken, daß er sich freute, wieder bei uns in London zu sein, und ich überbrachte ihm zunächst die Einladung unseres Freundes Bill Conolly, der zusammen mit seiner Frau darauf bestanden hatte, daß Will Mallmann das Weihnachtsfest in London feierte.

»Da müßte ich mir Urlaub nehmen.«

»Das kannst du doch. Über die Feiertage ist sowieso nicht viel los.«

Will wiegte den Kopf. »Bei uns in Germany gibt es wieder terroristische Aktivitäten. Wir haben zahlreiche Schreiben bekommen, die praktisch Warnungen vor diesen Verbrechern enthielten. Ich werde aber sehen, was sich machen läßt.«

»Das finde ich toll«, erklärte ich.

»Und was liegt hier an?« fragte Suko. Will hob die Schultern.

»Eine ziemlich haarige Sache, wie ich ehrlich zugeben muß. Den genauen Durchblick habe ich auch nicht bekommen, da macht man eben ein zu großes Geheimnis.«

»Das wir bald lüften werden.«

Mallmann schaute mich an. »Weißt du mehr?«

»Überhaupt nichts. Aber wir sollen sofort zu Sir James kommen. Von ihm erfahren wir alles.«

»Ja, das geht die NATO an.«

Der Kommissar war doch besser informiert als ich, und ich stoppte meinen Schritt. »Was sagst du da?«

Mallmann nickte. »Es muß mit den Militärs zusammenhängen. Vielleicht auch mit dem Geheimdienst.«

Ich fing Sukos Blick auf, und der sagte mir genug. Auch mein Partner war darüber nicht begeistert. Wir kannten die Kameraden von der Spionage-Abwehr, die sich für den Nabel der Welt hielten.

Das waren Typen, die man vergessen konnte. Nicht alle, das gebe ich zu. In der Regel jedoch waren wir von ihnen nicht gerade begeistert.

»Wenn die mitmischen, habe ich schon keine Lust«, erklärte Suko.

»Wir werden sehen«, schwächte ich ab.

Unseren deutschen Freund hatten wir in die Mitte genommen und näherten uns dem Parkplatz. Diesmal blinkte keine Lampe, als ich den Bentley aufschloß.

Suko hatte nicht vergessen, was ich ihm gesagt hatte. Er nahm hinter dem Lenkrad Platz, während Will und ich es uns im Fond des Silbergrauen bequem machten.

»Hast du einen neuen Fahrer?« fragte mich Will.

»Ja, er wollte so gern.«

»Aber nur, weil du wieder geschluckt hast.«

Mallmann wunderte sich. »Was sind denn hier für Sitten eingerissen?« fragte er.

Ich lachte. »Ganz einfach. Wir sehen unseren Job leicht und locker, das ist alles.«

»Na, dann tut mal.«

Die Flachserei stoppten wir, denn der Kommissar aus Deutschland kam auf ernstere Themen zu sprechen. Er wollte wissen, was wir in den letzten Wochen erreicht hatten.

Und das war eine ganze Menge.

Ich konnte ihm endlich von großen Erfolgen berichten, die nicht allein auf unsere Kappe gingen, sondern auch auf die unserer Helfer, wie den Eisernen Engel, der gleichzeitig im Kampf gegen Hemator eine persönliche Niederlage hatte einstecken müssen, da er, als er Alis und mein Leben gerettet hatte, sein magisches Pendel zerstört worden war.

Das nahm Bill zur Kenntnis, und er war überrascht, als er erfuhr, daß sich hinter dem Namenlosen der Spuk verborgen hatte.

»Dann ist nur noch er übrig?«

»Genau.«

»Das wird schwer sein.«

»Wenn nicht unmöglich«, meldete sich Suko.

»Und Jane?«

»Ist und bleibt unser großes Problem«, erklärte ich. »Wir haben schon an die Möglichkeit eines Kunstherzens gedacht. Mal sehen, was sich daraus ergibt.«

»Hoffentlich schafft ihr es.«

»Und bei dir?« fragte ich. »Keinen Ärger mehr im Bayerischen Wald, wo gefährliche Holzschnitzer herumlaufen?«[2]

»Nein«, erklärte der Kommissar lachend. »Die Sache ist zum Glück ausgestanden. War auch schlimm genug.«

»Das kannst du wohl sagen.«

In die Tiefgarage des Yard wollte ich den Bentley nicht stellen, sondern parkte ihn auf dem Hof. Als wir ausstiegen, warf Will einen Blick an der Fassade hoch. »Ist ja schon gewaltig«, gab er zu.

»Ja, vor allen Dingen, wenn gebaut wird. Wie jetzt.«

»Bekommt ihr neue Büros?«

»Wir nicht, die Verwaltung.«

»Wie überall.«

Wir fuhren mit dem Lift hoch, schauten kurz bei Glenda vorbei, die den Kommissar ebenfalls begrüßte und ein nettes Kompliment von ihm bekam. Dann stiefelten wir rüber zu Sir James' Büro.

Dort erwartete man uns.

Unser Chef hatte einen Besucher, einen Mann in Uniform. Ich erkannte ihn sofort, weil ich ihn schon des öfteren auf Bildern gesehen hatte. Sein Name fiel mir nur nicht ein.

Er wurde uns sehr bald vorgestellt. Der Mann hieß General Winston Fry. Vom Typ her glich er eher einem kräftigen Metzger, als einem schneidigen Offizier. Und sein Händedruck war nicht von schlechten Eltern.

»Bitte, nehmen Sie Platz«, sagte Sir James.

Ich hatte meinen Chef beobachtet und auch erkannt, daß er sich in seiner Rolle nicht gerade glücklich fühlte. Der ganze Fall schien ihm nicht so recht zu passen, er kommentierte ihn allerdings nicht, sondern überließ dem General das Wort.

»Kennen Sie den Hexenforst?« begann er.

Suko schaute mich an und hob die Schultern. Ich reagierte anders als mein Freund.

»Das ist ein Wald, nicht wahr?«

»Genau, Mr. Sinclair. Ein Waldstück südöstlich von London. Ein ziemlich großes Gebiet, das für eine militärische Planung von großer Bedeutung ist. Wir brauchen es also.«

»Wollen Sie es abholzen?« fragte ich.

»Nein, das können wir uns nicht leisten. Da würden alle Umweltschützer Sturm gegen laufen.«

»Zu recht!« bemerkte ich und fing mir dafür einen irritierenden Blick des Generals auf. »Reden Sie weiter, Winston«, sagte Sir James.

»Da wir das Gebiet für militärische Zwecke nutzen wollen, kommen wir nicht umhin, es ein wenig zu verändern. Wir müssen einen Eingriff in die Natur vornehmen, denn durch den Hexenforst soll bald eine Panzerstraße führen, die danach mit einer normalen Straße zusammenläuft.«

»Und welchen Sinn soll das haben?« fragte Suko.

»Das kürzt ab. Wir sparen bei einem Nachschub viel Zeit. Diese Straße ist, wenn sie gebaut wird, von großer militärischer Bedeutung. Sie als Zivilisten können das nicht ermessen…«

»Nein, nein«, unterbrach ich ihn. »Uns ist Ihre Denkweise fremd, General. Wir wissen nur, daß wegen Ihrer Panzer zahlreiche Bäume fallen müssen.«

»Es sind ja nicht alle.«

»In der heutigen Zeit des Waldsterbens ist jeder Baum wichtig. Aber das wissen Sie selbst.«

»John!« Mein Chef ermahnte mich.

Ich schluckte meinen Zorn vorläufig herunter. Verdammt, ich konnte es einfach nicht leiden, wenn auf solch rücksichtslose Art und Weise ein Stück Natur radikal zerstört wurde. In meinen Augen war dasschlichtweg eine Sauerei. Um so zu denken, brauchte man nicht einmal zur großen Gruppe der Alternativen zu gehören.

Fry merkte schon, daß wir nicht gerade auf seiner Seite standen und meinte: »Sie sperren sich wohl, nicht wahr?«

»Nein, ich erkläre Ihnen nur, wie ich es sehe. Zudem habe ich bisher noch keinen Grund erfahren, der unser Eingreifen berechtigt.«

»Der wird noch kommen, John«, sagte Sir James. »Bitte, Winston, reden Sie weiter.«

»An diesem Projekt sind nicht nur wir beteiligt, sondern alle NATO-Staaten, auch die Deutschen. Ein General kam vor einigen Tagen her, um sich den Hexenforst anzuschauen. Er ist ein Fachmann auf dem Gebiet des Nachschubs und der Transportorganisation. Dieser General wollte sich auch in der Nacht ein genaues Bild machen und überflog zusammen mit zwei englischen Offizieren das Gebiet. Der Hubschrauber stürzte ab. Und damit beginnt unser Problem.« Bevor der General weitersprach, nahm er einen Schluck Wasser. »Die Absturzursache ist ungeklärt«, sagte er. »Die Maschine war völlig in Ordnung. Sie muß einfach vom Himmel gefallen und zwischen den Bäumen explodiert sein. Es hat drei Tote gegeben. Auch der Deutsche General kam bei dem Absturz ums Leben.«

»Das kann ich bestätigen«, sagte Kommissar Mallmann. »Deswegen bin ich hergekommen.«

Ich drehte mich zu Will um. »Vermutet man Sabotage?«

»Auch«, antwortete Fry. »Aber eine andere, als Sie sich vorstellen können. Es gab einen Zeugen. Einer unserer Männer, der sich in der Nähe des Waldes aufgehalten hat, den man Hexenforst nennt. Ich muß betonen, daß dieser Mann während seiner Aussagen nicht betrunken, sondern im Vollbesitz seiner Kräfte war. Aus diesem Grunde sind seine Aussagen für uns von einer so großen Bedeutung.« Fry schluckte einige Male, ohne etwas getrunken zu haben.

Es mußte ihn hart getroffen haben, wenn er schon so reagierte.

»Vielleicht sollte ich es meinen Leuten sagen«, schlug Sir James Powell vor.

»Ja, das wäre besser.«

Der Superintendent nickte. »Hören Sie zu. Dieser Zeuge, ein gewisser Sergeant Holmes, hat sich in der Nacht des Unglücks in der Nähe des Hexenforstes aufgehalten. Was er dort wollte, ist uninteressant, jedenfalls hat er die Verwandlung des Waldgebietes miterlebt, und es besteht für uns kein Grund, ihm nicht zu glauben. Dieser Mann sah, daß die winterlich kahlen Bäume plötzlich grün wurden.«

»Bekamen sie Laub?« fragte ich.

»Ja.«

Das war in der Tat ungewöhnlich, und wir waren gespannt, wie der Bericht weitergehen würde.

»Sergeant Holmes entdeckte auch etwas anderes. Er hörte den Hubschrauber, sah ihn auch und stellte fest, daß die Maschine ihren Weg nicht fortsetzen würde. Sie blieb über dem Waldstück, als wäre sie gefangen.«

»Dann stürzte sie ab«, sagte der General.

»Wie geschah das?« fragte ich.

»Es war ganz einfach und ist trotzdem unglaublich und kompliziert. Aus dem Wald erschien plötzlich eine unheimliche Gestalt. Ein weißes Wesen, das vom Boden startete und auf den Hubschrauber zuflog. Während seines Weges veränderte es sich. Hatte es zuerst wolkenartig ausgesehen, so änderte es auf dem Weg zum Hubschrauber sein Aussehen und wurde zu einer langgestreckten geisterhaften Gestalt, die sich durch nichts von ihrem Ziel abbringen ließ. Das war eben der Hubschrauber. Die Gestalt erreichte und zerstörte ihn. Noch in der Luft fing die Maschine Feuer, bevor sie brennend zwischen die Bäume fiel und dort ausbrannte.«

Nach den Worten des Superintendenten war es für einen Moment still. Wir schauten uns nachdenklich an. Suko fragte schließlich:

»Hat dieser Zeuge noch mehr gesehen? Ist er hingelaufen, um zu helfen?«

»Nein.« Fry übernahm abermals das Wort. »Er ist nicht hingelaufen, aber er hat gesehen, daß sich der Wald wieder veränderte. Er wurde nach dem Absturz normal.«

»Moment«, sagte ich und hob die Hand. »Es heißt also, daß das Laub allmählich verschwand?«

»Nicht nur allmählich, Mr. Sinclair. Schlagartig präsentierte sich wieder der winterliche Wald. Und so etwas ist nicht erklärbar. Da ich davon hörte, daß Sie sich mit Fällen beschäftigen, die ins Außergewöhnliche hineinspielen, setzte ich mich augenblicklich mit Sir James in Verbindung und alarmierte auch die deutschen Dienststellen, daß unsere Freunde durch den Tod des Generals ebenfalls betroffen waren.«

»Und die schickten mich auf die Reise«, warf Will Mallmann ein.

Jetzt wußten wir also Bescheid, saßen auf unseren Stühlen und

schauten uns gegenseitig an.

Eine Erklärung hatte niemand von uns, obwohl der General eine verlangte. »Können Sie sich einen Reim auf diese Geschichte machen, Gentlemen?« fragte er.

Da er uns der Reihe nach anblickte, fühlte sich jeder bemüßigt, eine Antwort zu geben.

Ich tat es dann. »Sie haben von diesem Gebiet gesprochen und es als Hexenforst bezeichnet, General. Ich kenne den Namen auch, obwohl wir dort noch nicht aktiv waren, aber man sagt, daß es in diesem Waldgebiet spuken soll. Das sind alte Geschichten. Es läuft dort zwar kein Geist des Robin Hood herum, möglicherweise etwas Ähnliches.«

»Was ist das?« fragte der General.

»Man spricht von einer geheimnisvollen Gestalt, die vor langer Zeit im Hexenforst ihr Leben verloren haben soll. Es war ein Wesen, das mit dem Wald verbunden war. Es gehörte dazu, es bildete eine Einheit. Mehr weiß ich auch nicht.«

»Wer könnte denn darüber Auskunft geben?« fragte Sir James.

»Man müßte in den alten Quellen nachschauen. Sicherlich gibt es Sagen über das Waldstück. Und sie müßten auch zu finden sein.«

»Wollen Sie sich darum kümmern?« fragte mich mein Chef.

»Später. Der Zeuge ist wichtiger.«

General Fry nickte. »Dagegen habe ich nichts. Ich kann Ihnen die Adresse nennen. Sergeant Holmes wohnt, wie viele Soldaten in der Kaserne.«

»Haben Sie das Waldstück denn besetzt?« fragte Kommissar Mallmann.

»Ja, mit kleiner Besatzung. Die Bauarbeiten wollen wir erst im nächsten Jahr starten. Es gibt ein Camp am Rand des Waldes. Wir haben dort Zelte aufgebaut und auch ein Blockhaus errichtet. Es ist zur Zeit besetzt, und das bleibt es auch während der Feiertage.«

»Dann könnten wir uns auch dort umschauen«, meinte Suko.

»Willst du das mit Will übernehmen?«

Suko war einverstanden.

Sir James hatte noch eine Frage an den deutschen Kommissar.

»Weshalb hat man Sie denn geschickt? Trauen die Deutschen Militärs uns nicht?«

Will lächelte. »Es hat sich herumgesprochen, welche Freunde von mir hier auf der Insel sitzen. Da der Fall sehr geheimnisvoll ist, mußte ich ran, denn ich besitze zudem ein gewisses Maß an Erfahrung, wie Sie ja auch wissen.«

Das konnten wir alle nicht leugnen.

Da der General sich erhoben hatte, war für ihn das Gespräch beendet. Auch wir standen auf.

»Und wo finden wir Sie, General?« fragte ich.

»Im Camp«, erklärte er. »Ich werde dort so lange bleiben, bis dieser Fall aufgeklärt ist.«

»Okay, dann können Sie uns ja einweisen und auch Ihren Männern Bescheid geben.«

»Ja.«

Wir verabschiedeten uns. Die Adresse der Kasernenanlage hatte ich bekommen. Suko und Will würden sich das Waldstück vornehmen. Getrennt marschieren, vereint schlagen, so lautete die Devise.

Ich war sehr gespannt auf das Gespenst aus dem Hexenforst…

***

Es lag schon sehr lange zurück, da war ich selbst einmal in die Reihen der Soldaten eingetreten, um Werwölfe zu jagen. [3] Ich konnte wirklich nicht behaupten, daß ich mich in Kasernenanlagen wohl fühlte. Mir paßte die Atmosphäre nicht, die dort herrschte. Ich bin zwar kein Freund großer Unordnung, aber eine übertriebene Disziplin fiel mir auch auf den Wecker.

General Fry hatte mir noch einen Sonderausweis in die Hand gedrückt, den ich vorzeigen mußte, um das Gelände überhaupt betreten zu dürfen. Eine breite Schranke hielt mich auf. Dahinter führte die Straße schnurgerade weiter. Flankiert wurde sie von zweistöckigen, braunbeigen Barackenbauten, die an der Vorderfront eine Rasenfläche besaßen. Von der Hauptstraße führten schmalere Wege zu den Eingängen der Wohnkasernen. Alles sah aus, wie mit Zirkel und Lineal angelegt.

Außer der Wachmannschaft sah ich keinerlei Soldaten. Von zwei Seiten kamen die Aufpasser. Sie grüßten, und ich hatte schon die Scheibe nach unten fahren lassen. Den Ausweis hielt ich so, daß der Wachhabende direkt daraufblicken konnte.

»Guten Morgen, Sir«, grüßte er und warf einen scharfen Blick auf das Dokument. Gleichzeitig lief ein Zucken durch seine Augen. Er nahm so etwas wie Haltung an und wurde freundlich.

»Ich möchte zu Sergeant Holmes. Wo finde ich ihn?«

»Fahren Sie die Straße durch. Hinter der letzten Kaserne rechts finden Sie auch einen Parkplatz.«

»Danke sehr.«

Der Soldat grüßte, trat zurück, gab dem im Wachhaus Sitzenden ein Zeichen, und die Schranke klappte langsam in die Höhe.

Ich hatte freie Fahrt.

Der Bentley rollte auf das Militärgelände. Die Fahrbahn war mit breiten Betonplatten belegt. Sie lagen nicht bündig. Wenn ich über die Zwischenräume fuhr, bekam der Wagen jedesmal einen leichten Stoß.

Am Ende der Bauten bog ich nach rechts ab und sah tatsächlich einen Parkplatz. Es gab noch genügend Platz, so daß ich den Bentley

abstellen konnte.

Als ich ausstieg, sah ich linkerhand zwei große Plätze. Auf einem konnte Tennis, auf dem anderen Fußball gespielt werden. Dahinter erhob sich ein überirdischer Bunkerkomplex, und ich sah auch weitere Kasernen.

Ich ging die Schritte zurück, begegnete zwei Soldaten, die mir zunickten, und betrat die Kaserne, in der auch Sergeant Holmes sein Zimmer hatte.

Nach einem Schritt schon wurde ich aufgehalten. Ein Wachhabender hockte in einem kleinen Zimmer neben der Tür.

Durch eine Scheibe konnte er beobachten, wer den Flur betrat.

Durch ein Zeichen hielt er mich auf. In sein Zimmer brauchte ich nicht zu kommen, er verließ es und erklärte mir, daß man ihn bereits vom Tor aus angerufen habe.

»Das ist wunderbar«, sagte ich. »Dann brauchen Sie mir nur noch zu sagen, wo ich Sergeant Holmes finde.«

»Direkt hier um die Ecke. Das dritte Zimmer auf der linken Seite, Sir. Soll ich mitgehen?«

»Nein, danke, das werde ich schon finden.«

»In Ordnung, Sir!« Er grüßte und ließ mich gehen.

Der Flur war so sauber, daß man von ihm hätte essen können.

Hier herrschte tatsächlich noch Ordnung und Disziplin. So manche Putzfrau hätte sich daran ein Beispiel nehmen können. Ich dachte besonders an die, die mein Büro säuberte.

Vor der Tür blieb ich stehen, las auch den Namen des Soldaten auf einem Schild und klopfte.

Es geschah nichts.

Nach einem weiteren Klopfen tat sich ebenfalls nichts, und so entschloß ich mich, das Zimmer zu betreten.

Ich fand es leer.

Ein Bett sah ich, einen Schrank, einen Tisch, es gab auch zwei Stühle und ein Sprossenfenster, das gekippt war. Nur von Sergeant Holmes entdeckte ich nichts.

Weit konnte er nicht sein. Irgendwie spürt man es, wenn jemand den Raum für einen kurzen Moment verlassen hat. Ich nahm auch noch den kalten Zigarettenrauch wahr, der in der Luft hing.

Vielleicht war der Sergeant nur kurz zur Toilette gegangen. Da ich von dieser Vermutung ausging, zog ich mir einen Stuhl herbei und beschloß, auf den Mann zu warten.

Ich saß so, daß ich auf den Spind schauen konnte und entdeckte erst jetzt die schmale Tür genau daneben. Wohin sie führte, war mir nicht bekannt. Vielleicht in eine andere Bude. Da ich nicht neugierig sein wollte, blieb ich sitzen.

Mir fiel die Ruhe auf. Normalerweise hörte man immer davon, daß in

Kasernen herumgetönt und geschrien wurde. Das war hier nicht der Fall. Es blieb still, so daß ich mich sogar entspannen konnte und die Beine ausstreckte.

Nach etwa drei Minuten fiel mir etwas auf.

Es war ein leises Rascheln, das allerdings sehr gedämpft an meine Ohren drang, so daß ich schon genau hinhören mußte, um es überhaupt wahrzunehmen.

Ich konzentrierte mich auf das Geräusch, vernahm es wieder und glaubte, daß es aus dem Spind gedrungen war.

Sehr langsam drückte ich mich in die Höhe. So ein Geräusch konnte zahlreiche Ursachen haben, aber ich traute dem Braten nicht und wollte der Ursache auf den Grund gehen.

Sehr vorsichtig schob ich mich auf die Spindtür zu, wobei ich achtgab, keine verdächtigen Geräusche abzugeben. Vor dem Spind blieb ich stehen und erkannte erst jetzt, daß der Schrank nicht richtigverschlossen war. Die eine Seite des Vorhängeschlosses war nicht eingeschnappt, ich konnte den Metallkörper hervorziehen.

Dann riß ich die Tür des Spinds ruckartig auf und schaute in einen völlig normalen Schrank.

Zwar hatte ich nicht damit gerechnet, daß mir ein Monster entgegenspringen würde, aber daß der Spind so normal war, wunderte mich ebenfalls.

Ich konnte mir an dem aufgeräumten Schrank ein Beispiel nehmen, wenn ich an meine Unordnung in der Wohnung dachte.

Ich wollte nicht in der Intimsphäre eines mir fremden Menschen herumschnüffeln, deshalb drückte ich die Tür wieder ins Schloß.

Und das Geräusch hörte ich wieder.

Diesmal sogar lauter. Da es nicht aus dem Spind gedrungen war, konnte es nur eine Möglichkeit geben. Es mußte hinter der neben dem Spind liegenden Tür aufgeklungen sein.

Jetzt war ich vorsichtig. Ich brauchte nur einen Schritt nach links zu gehen, um die Tür zu erreichen. Hoffentlich war sie nicht abgeschlossen, die Klinke jedenfalls ließ sich nach unten drücken, und auch die Tür konnte ich öffnen.

Zuerst nur einen Spalt. Der typische Badezimmer-Geruch wehte mir entgegen. Ich schnüffelte ein wenig, öffnete die Tür weiter, mein Blick fiel auf eine Dusche und dann auf eine Badewanne.

In ihr lag ein Mensch!

Oder war es ein Monstrum?

Auf jeden Fall hatte die Natur auf grausame Art und Weise zurückgeschlagen, so daß selbst mir der Atem stockte…

***

Suko hatte sich einen Dienstwagen geben lassen. Mit ihm rollten er

und Will Mallmann los.

London lag bereits hinter ihnen. Über Sidcup fuhren sie und erreichten die M 20, eine Autobahn, die in Richtung Küste führt. So weit wollten die beiden nicht. Bei Maidstone bogen sie nach Süden hin ab und gelangten in ein ländliches Gebiet, das an diesem Tage auch vom Autoverkehr verschont geblieben war, denn Suko und Will hatten das Gefühl, sich allein unter dem grauen Winterhimmel zu befinden.

Eine Schafherde weidete friedlich neben der Straße, auch in den kleinen Dörfern war nicht viel los, und weiter vorn sahen sie bereits die ersten dunklen Schatten aus der flachen Landschaft steigen.

Das waren die Waldgebiete.

Suko hatte sich zuvor auf der Karte alles genau angeschaut und die Strecke auch im Kopf. Um den Hexenforst zu erreichen, blieben sie nicht auf der normalen Straße, sondern nahmen Abkürzungen, die durch Felder und Wiesenstücke führten.

Daß sie sich einem Militärgelände näherten, erkannten sie an den Spuren im weichen Boden. Panzerketten hatten sie hinterlassen.

»Dann müßte das dort hinten der Hexenforst sein«, sagte Will Mallmann und deutete nach vorn.

»Stimmt genau.«

Suko hielt sich jetzt auf dem Weg, folgte den Panzerspuren, sah auchschon Hinweistafeln und las die Warnungen.

Wo das Gebiet genau begann, mußten sie anhalten, denn die Soldaten hatten eine Wache aufgebaut.

Auch Suko und Will waren mit Sonderausweisen ausgerüstet. Sie durften passieren.

Die ersten Ausläufer des Waldes hatten sie erreicht. Noch standen die Bäume nicht sehr dicht beieinander, so daß sich zwischen den Stämmen große Lücken befanden.

Laub trug kein Baum mehr. Die starken Herbstwinde hatten es abgeschüttelt, und es bildete unter dem kahlen Astwerk auf dem Boden einen winterbraunen Teppich.

Der Weg wurde von abgestellten Militärfahrzeugen flankiert. Unter ihnen befanden sich nicht nur Geländewagen oder Jeeps, auch Panzer hatten hier einen Parkplatz gefunden.

Soldaten sahen die beiden auch genug, und sie wurden mißtrauisch gemustert, weil man eben erkannte, daß in dem dunkelblauen Rover zwei Zivilisten saßen.

»Gefällt dir das?« fragte Suko.

»Nein, die Zeltlager der Pfadfinder sind mir lieber.«

Der Inspektor lachte. »Da hast du recht.«

Der Weg mündete auf einem Platz oder einer Lichtung. Es kam darauf an, wie man es sah. Und genau dort waren auch die Behausungen errichtet worden, von denen General Fry gesprochen

hatte. Er war schon anwesend, und sein Dienstwagen fiel auch auf.

Die schwarze Limousine stand neben dem Blockhaus.

Suko fuhr den Rover auch dorthin und wurde beim Aussteigen direkt angemotzt.

»Stellen Sie Ihren Wagen woanders ab, Mensch!«

Der Chinese grinste. »Das werde ich nicht!«

Will Mallmann stieg an der anderen Seite aus und war gespannt, wie der Disput enden würde. Auch weitere Soldaten waren aufmerksam geworden und schauten hoch.

»Sie wollen nicht?« fragte der Uniformierte.

»Nein.«

»Hören Sie, Mister, das geht nicht. Sie befinden sich hier auf militärischem Gelände und…«

»Bin gleichzeitig auf Einladung Ihres Generals hier«, fuhr Suko dem Knaben in die Parade. Er zeigte ihm seinen Sonderausweis.

Auch Will Mallmann hob das Dokument hoch.

Der übereifrige Schreier bekam einen roten Kopf bis zu den Ansätzen seiner Stoppelhaare, nickte dann und führte die beiden Besucher auf die Blockhütte zu.

Andere Soldaten grinsten. Der Schreier war wohl allgemein nicht beliebt. Man gönnte ihm die kleine Abfuhr.

Das Blockhaus brauchten beide nicht zu betreten. General Fry verließ es und kam ihnen bereits entgegen.

»Ah, da sind Sie ja endlich.«

»Wir taten unser Bestes, Sir!« stellte Suko die Verhältnisse gleich richtig. Er war nicht gewillt, sich von dem Uniformierten anmeckern zu lassen, auch wenn der General ansonsten keinen Widerspruch gewohnt war.

»Schon gut. Was haben Sie vor?«

»Können wir die Unfallstelle besichtigen?«

»Ja.«

»Dann sind die Trümmer nicht weggeräumt worden?« fragte Will Mallmann.

»Nein, dazu sind wir noch nicht gekommen. Sie können sich alles ansehen. Ich gebe Ihnen Lieutenant Saxon mit. Er wird Sie hinfahren.«

»Gibt es einen Weg?« fragte Suko.

»Es ist mehr ein Pfad. Man kann ihn aber benutzen.«

Die beiden Männer waren einverstanden. Nur als dieser Lieutenant auf Frys Ruf ankam, da verzogen sich ihre Gesichter, denn es war der Typ, der sie vorhin angepflaumt hatte.

Saxon bekam von seinem Vorgesetzten die entsprechenden Instruktionen und schluckte seinen Ärger hinunter. Der Ärger war ihm direkt anzusehen. Widerspruch wagte er nicht.

»Kommen Sie«, sagte er schneidig und ging vor zu einem in der Nähe

parkenden Jeep.

»Sie werden wohl nicht viel finden!« rief Fry den beiden Männern noch nach. »Selbst unsere Spezialisten haben nichts erreicht.«

»Es ist auch nur ein Anfang«, erklärte Suko.

Saxon wartete schon und hatte den Motor angestellt. Aus dem Auspuffrohr quollen stinkende Wolken in die noch verhältnismäßig saubere Waldluft.

Suko setzte sich nach hinten. Will nahm neben dem Fahrer Platz, der sofort Gas gab, über eine aus dem Boden quellende Baumwurzel fuhr und den beiden einen Vorgeschmack dessen gab, was sie auf der weiteren Fahrt erwarten durften.

Es war kein Vergnügen, auf dem handtuchschmalen Pfad durch den Wald zu rollen. Eine Federung schien der Wagen nicht zu haben. Zudem war der Weg nicht eben. Rinnen, kleine Täler und Hügel lagen auf der Strecke.

Sie erreichten zwar nicht das Zentrum, aber die Bäume standen jetzt so dicht, daß ihre Zweige und Äste über den Männern ein ineinander übergehendes Flechtwerk bildeten, so daß sie das Gefühl hatten, unter einem Dach herzufahren.

Oft genug zogen sie die Köpfe ein, um nicht von den Zweigen getroffen zu werden.

Schon bald wehte ein anderer Geruch durch den Wald. Es stank nach Verbranntem, nach Feuer und stinkendem Öl, und auch eine Schneise entdeckten sie vor sich.

Sie fuhren fast bis an die Absturzstelle heran. Wo der Hubschrauber zu Boden geknallt war, zeigte der Wald ein anderes Gesicht. Da waren Bäume und Unterholz verbrannt, alles wirkte wie gerodet.

Suko und Will näherten sich der Unglücksstelle langsam.

Die teure Maschine war nur mehr ein Haufen verkohltes Blech.

Saxon blieb zurück, so daß Suko und Will sich genau umschauen konnten und nicht gestört wurden.

Die Elektronik der Maschine war zusammengeschmort. Sie bildete einen Klumpen aus Kunststoff. Auch das Glas war geschmolzen und ebenso die Sitze. Die starke Hitze hatte auch das Blech geschwärzt und verbogen, nur der Rotor war seltsamerweise noch in Ordnung. Zwar war er abgeknickt, aber das Metall hatte dem Feuer widerstanden.

Die einzelnen Blätter steckten senkrecht im weichen Boden. Sie sahen aus, als wären sie von einer starken Hand in den Untergrund gerammt worden.

Suko und Will hatten sich getrennt und umrundeten die Absturzstelle. Lieutenant Saxon lehnte an einem Baumstamm. Da kein Vorgesetzter in der Nähe war, hatte er sich eine Zigarette angezündet und rauchte genüßlich.

Weil Suko und Will keine langen Stangen bei sich trugen, um in dem

Brandherd herumzustochern, suchten sie sich Äste und wühlten an einigen Stellen die Asche auf.

Saxon bemerkte dies und ließ ein meckerndes Lachen hören.

»Diese Arbeit können Sie sich sparen. Auch unsere Spezialisten haben nichts gefunden. Es ist nicht nötig. Sie machen sich nur eine Arbeit, die Sie gar nicht zu tun brauchen.«

»Überlassen Sie das mal uns«, sagte Suko und suchte weiter, obwohl auch er nach einigen Minuten zugeben mußte, daß Saxon recht behalten hatte. Weitere Spuren fanden sie tatsächlich nicht.

Auch Will Mallmann hob die Schultern. »Den Weg hätten wir uns sparen können.«

»Sagte ich doch!« rief Saxon. Er gönnte den beiden Männern wohl den Mißerfolg.

Suko drehte sich um. Wie zufällig blickte er dorthin, wo die Rotorblätter im Boden steckten.

Eines davon bewegte sich.

Zuerst hatte der Inspektor an eine Täuschung geglaubt, bis er sah, daß es tatsächlich stimmte. Eine nicht faßbare Kraft drückte es aus dem Boden in die Höhe.

»Will!«

Auch Mallmann hatte es gesehen, Suko hätte nicht zu rufen brauchen. Nur der Lieutenant entdeckte das Rotorblatt nicht, weil er gerade in eine andere Richtung schaute.

Und auf ihn genau hatte es dieses unheimliche Ding abgesehen.

Kaum schwebte es über dem Untergrund, als es sich drehte und mit der schmalen Seite auf den Offizier zeigte.

»Saxon, zur Seite!« brüllte Suko.

Der Mann drehte den Kopf.

Im gleichen Augenblick jagte das schwere Rotorblatt wie eine mit unheimlicher Kraft geschleuderte Lanze los und zielte in Brusthöhe auf den Lieutenant.

Der stand starr vor Angst.

Im letzten Augenblick, bevor ihn das Rotorblatt erreichen konnte, verzerrte sich sein Gesicht in Todesangst, dann traf die zweckentfremdete Lanze ihn voll.

Und sie schlug durch, bis in den Stamm.

Will Mallmann hatte die Hände vor sein Gesicht geschlagen. So entsetzt war er. Sukos Arme hingen rechts und links des Körpers nachunten. Auch sein Gesicht zeigte eine unnatürliche Blässe. Sie standen da und konnten nichts sagen, weil sie einfach zu geschockt waren.

Zudem war das Bild, das sie zu sehen bekamen, unwahrscheinlich grausam und schrecklich. Sie wollten nicht hinsehen und richteten ihre Blicke zu Boden.

So kam auch Will Mallmann auf den Inspektor zu, der gegen die anderen Rotorblätter schielte, als wollte er nachforschen, ob sie nicht aus dem Boden stiegen.

Direkt daneben trafen sie zusammen. Wills Gesicht hatte eine Gänsehaut bekommen. »Jetzt weiß ich«, flüsterte er, »daß dieser Absturz nicht mit rechten Dingen zugegangen ist. Hast du eine Erklärung, Suko?«

»Verdammt, nein.«

Der Inspektor hob seinen rechten Fuß und trat mit der Spitze gegen eines der aus dem Boden ragenden Rotorblätter. »Ich weiß es nicht, zum Henker, ich weiß es wirklich nicht. Tut mir leid…«

Will überwand sich selbst und faßte eines der Rotorblätter an.

»Fühlt sich völlig normal an.«

»Hattest du etwas anderes angenommen?«

»Vielleicht.«

Suko schaute in die Höhe und sah über sich das dichte Filigran aus Ästen und Zweigen. Da war vieles ineinander verschlungen.

Wer viel Fantasie besaß, konnte daraus sogar Bilder erkennen. Figuren, Fratzen oder andere Dinge.

Dem Chinesen war klar, daß der Hexenforst, wie der Wald im Volksmund genannt wurde, von einer unheimlichen fremden Kraft beeinflußt war. Sie bestimmte, was innerhalb des Gebietes geschah und nicht die Menschen, die den Wald für ihre Zwecke ausnutzen wollten.

Ihnen fiel auch auf, daß sie keine Vogelstimmen hörten. Zwar hatten sich im Winter die Singvögel in Richtung Süden verdrückt, oft genug aber tobten Spatzen durch die Baumkronen oder wurden von Krähen und Raben gejagt. Das war hier nicht der Fall. Der Wald wirkte tatsächlich wie ein fluchbeladenes und verwunschenes Gebiet.

»Hier lauert etwas«, flüsterte Will. »Verdammt, hier lauert etwas.« Er drehte sich bei seinen eigenen Worten, um es entdecken zu können, aber er sah nichts. Ebenso Suko. Beide Männer hatten nur eine Gänsehaut bekommen.

»Du wirst es nicht finden«, sagte der Inspektor. »Ich werde auch nichts finden. Das andere spielt mit uns Katze und Maus. Es kommt hervor, wann es will.«

»Ja, das ist möglich.«

Der Inspektor hob die Schultern. »Dann bleibt uns wohl nichts anderes übrig, als zurückzufahren.«

»Bin nur gespannt, was dieser General sagt.«

»Der wird es kaum glauben.«

»Dann hält er uns wohl für die Mörder«, folgerte der deutsche Kommissar.

»Das kann uns passieren«, erwiderte Suko. »Wer weiß schon, was im

Kopf dieses Mannes vorgeht. Hinzu kommt – das will ich zu seiner Entschuldigung sagen –, daß es uns auch verdammt schwerfallen wird, die Wahrheit so zu erklären, daß man sie uns abnimmt.«

Der Meinung war Will Mallmann ebenfalls.

Suko fuhr. Der Schlüssel steckte, so brauchte er nicht noch einmal zu dem Toten zurück. Er wollte auch dafür Sorge tragen, daß die Leiche abgeholt wurde.

Es war nicht einfach, auf dem schmalen Pfad zu wenden. Mit der Kühlerschnauze stießen sie einige Male in das Unterholz, setzten wieder zurück, fuhren vor und hatten es schließlich geschafft.

Weit kamen sie nicht.

Aus einer wellenförmigen kleinen Senke, die an zwei Seiten von Unterholz umrahmt war, kroch es lautlos hervor.

Eine weiße schwadenartige Wolke, die sich augenblicklich auf dem Weg ausbreitete.

Suko bremste.

Automatisch griff er zur Waffe, zog die Beretta aber nicht, denn im gleichen Moment erklang eine flüsternde, hohle und rauschende Stimme aus der Wolke. »Wenn ihr weiterfahrt, werde ich euch vernichten…«

***

Sergeant Holmes lag in der Badewanne.

Das wäre sogar normal gewesen, aber es befand sich kein Wasser darin, und auch den Sergeant konnte man nicht als einen Menschen bezeichnen. Er war zu einem Monstrum geworden, zu einem mutierten Wesen, einer Mischung zwischen Mensch und Pflanze.

Es war furchtbar.

Ich näherte mich ihm mit vorsichtigen Schritten, blieb am Wannenrand stehen und schaute auf ihn.

Er lag schräg auf dem Rücken. Einen Arm hatte er erhoben und die Hand um den Wannenrand geklammert. Ich sah die Finger und fragte mich, ob es überhaupt Finger waren.

Nein, diese knotigen Gebilde konnte man nicht als solche bezeichnen. Es waren Wurzeln von unterschiedlicher Länge und Dicke. Sie paßten zu der gesamten Gestalt des Zeugen, den ein unheimlicher Fluch getroffen hatte, denn auch sein Körper glich mehr dem einer Pflanze als dem eines Menschen.

Die Kleidung war zerrissen. Sie hatte dem Druck nicht mehr standhalten können, denn aus seinem Körper war das Grauengekrochen. Die zahlreichen Pflanzenarme und Blätter hatten die Haut durchstoßen, als wären es kleine Messer gewesen. Auf der äußeren Haut hatten sie sich ausgebreitet und ein dichtes Muster gebildet, das mich an die Bodendecker in einem Vorgarten erinnerte.

Braun und grün schimmerten die Blätter und die Stengel, die auch die Beine des Mannes nicht ausgelassen hatten. Ich sah die nackten Füße, bei denen ein Teil der Zehen mit einer grünen Moosschicht bedeckt war.

Dann sah ich in das Gesicht.

Seltsamerweise lag der Mund frei. Alles, was sich um ihn herum befand, war in Mitleidenschaft gezogen worden. Ich sah keine Haare mehr, dafür borstige Pflanzenstengel. Auch die Augen waren aus den Höhlen gedrückt worden, dafür wuchsen kleine Blüten aus den Löchern, die weiß und rot glänzten. Die Nase war ebenfalls nicht verschontworden. Aus den Löchern drangen braune Streifen, die mich an Sirup erinnerten, es aber bestimmt nicht waren, weil sie einen harzigen Geruch verströmten.

Und ich vernahm auch das Geräusch, das mich nebenan im Zimmer aufgeschreckt hatte.

Die Pflanzen wuchsen nicht lautlos aus dem Körper. Wenn sie sich ausbreiteten, schabten sie aneinander, so daß diese unnatürlich klingenden Laute entstehen konnten.

Lebte der Mann noch?

Nach menschlichem Ermessen war es unmöglich. Ich traute mich auch nicht, die Pflanzen anzufassen und suchte nach einer freien Stelle des Körpers, die noch normal geblieben war.

Mir blieben nur die Lippen. Als ich meinen Finger darauf legte und ein wenig zudrückte, gab der Widerstand nach, und unter meiner Hand bröselte der Kopf zusammen.

Staub, kleine Blätter und Pflanzenreste blieben zurück…

Aber nicht nur an dieser Stelle. Der Druck meiner Hände mußte die Wirkung einer Initialzündung gehabt haben, denn der gesamte Körper fiel vor meinen Augen zusammen, wurde zu einem Rest, der sich nur mehr aus Staub, Blüten, Blättern und braunen Blumenstengeln zusammensetzte. Wenn ich gewollt hätte, ich hätte alles in den Abfluß spülen können. Das jedoch brachte ich einfach nicht fertig.

Wachsbleich im Gesicht taumelte ich aus dem Bad und ließ mich in der Soldatenbude auf den Stuhl sinken. Mit zitternden Händen steckte ich mir eine Zigarette an, rauchte drei Züge und drückte den Glimmstengel wieder aus.

Nein, das half auch nichts.

Vorhin, als ich den Spind geöffnet hatte, war mir eine Flasche Whisky aufgefallen. Sie holte ich hervor, drehte den Verschluß auf und nahm einen Schluck.

Meine Blässe verschwand allmählich, und in das Gesicht kehrte wieder Farbe zurück, wie ich im Spiegel an der Innentür des Spinds feststellen konnte.

Dieser Mann war auf fürchterliche Art und Weise bestraft worden.

Was hatte er gesehen? Mit welch einem grauenvollen und unheimlichen Gegner hatten wir es im Hexenforst zu tun? Wer lauerte dort, damit uns unter Umständen das gleiche Schicksal widerfuhr?

Ich hatte keine Ahnung, aber es mußte das Gespenst aus dem Hexenforst sein, und wahrscheinlich war es brutaler, als wir ahnten.

Ich verließ die Bude.

Was sollte ich jetzt tun?

General Fry befand sich nicht innerhalb der Kasernenanlage. Ich konnte seinen Stellvertreter alarmieren oder versuchen, ihn selbst anzurufen. Auch das Camp mußte Telefon haben.

Einen Apparat fand ich dort, wo der Wachhabende der Kaserne saß. Als ich eintrat, legte er seine Zeitung zur Seite. »Alles in Ordnung, Sir?« fragte er mich.

»Es geht.«

»Sie sehen blaß aus. Ist Ihnen nicht gut?«

Die Besorgnis des Mannes fand ich zwar nett, in diesem Augenblick paßte sie mir nicht. Ich ging auf die Bemerkung nicht ein und erkundigte mich, ob es möglich war, zu telefonieren.

»Gern.«

»Ich brauche aber General Fry. Kann ich von hier aus mit dem Camp in Verbindung treten.«

»Das geht, ich sage Ihnen die Nummer.«

Neben dem Telefon lagen ein Block und ein Kugelschreiber. Ich schrieb mir die Zahlen auf und bat den Soldaten anschließend, den Raum zu verlassen. Zuerst schaute er mich erstaunt an, nickte dann und ging. Er schloß sogar die Tür.

Während ich wählte, sah ich ihn durch die Scheibe draußen im Flur auf- und abgehen.

Verbindung bekam ich. Zwar nicht den General, aber man reichte ihm den Hörer.

»Ja, hier Fry.«

»Sinclair«, sagte ich.

»Ach, Sie sind es. Und? Haben Sie etwas herausgefunden? Konnte Ihnen Sergeant Holmes mehr sagen?«

»Nein, Sir, das konnte er nicht.«

Etwas am Tonfall meiner Stimme mußte ihn irritiert haben. Er fragte ziemlich unwirsch: »Wieso nicht?«

»Weil Ihr Sergeant Holmes tot ist!«

Diese Antwort mußte auch erst ein harter General überwinden und verdauen. Er schwieg zunächst und fragte anschließend mit wesentlich leiserer Stimme: »Was sagten Sie da, Sinclair?«

»Sergeant Holmes ist tot.«

Diesmal fluchte der General. Er bewies damit, daß er nicht alles aus seiner Rekrutenzeit verlernt hatte. »Verdammt, der Mann war knapp

über Dreißig und kerngesund. Wie hat der sterben können? Das geht doch nicht mit rechten Dingen zu.«

»Ist es auch nicht«, erklärte ich. »Aber wie dem auch sei, wir müssen uns damit abfinden.«

»Das kann ich nicht verstehen. Sagen Sie, Sinclair, hat man ihn erschossen, ist er erstochen worden oder durch einen Unfall…«

Ich schaute wieder durch die Scheibe und sah die Gestalt des umhergehenden Wachhabenden. »Unfall«, murmelte ich. »Ja, so könnte man es eigentlich bezeichnen.«

»Werden Sie konkreter.«

Ich runzelte bei meiner Antwort die Stirn. »Sagen wir so, General, die Rache der Natur hat ihn getroffen. Im Tode ist Sergeant Holmes zu einem Monster zwischen Mensch und Pflanze geworden.«

Ich vernahm ein krächzendes Geräusch, das wohl so etwas wie ein Lachen sein sollte. Da es irgendwie erstickt klang, konnte es einfach nicht echt gewesen sein. »Sie sind doch nicht betrunken, Sinclair – oder?«

»Nein, das nicht.«

»Aber?«

»Nichts aber. Ihr Mann ist tatsächlich auf diese schreckliche Art und Weise ums Leben gekommen. Er war ein Zeuge, die andere Kraft hat brutal zugeschlagen.«

»Kann ich nicht begreifen.«

»Ich auch nicht«, gab ich zu. »Aber ich weiß, Sir, daß Sie und Ihre Männer sich in einer schrecklichen Gefahr befinden. Deshalb nehmen Sie meinen Ratschlag an.«

»Und der wäre?«

»Geben Sie das Camp auf!«

Der General begann zu lachen. »Das meinen Sie doch nicht im Ernst, Mann. Es ist unmöglich. Ich kann das Camp nicht aufgeben.«

»Doch. Sie haben den Einfluß.«

»Unsinn, Sinclair. Wir werden uns dem Feind stellen«, erklärte er militärisch knapp. »Wollen doch mal sehen, wer hier stärker ist. Meine Männer sind hervorragend ausgebildet. So leicht lassen wir uns nicht ins Bockshorn jagen. Wie gut wir sind, haben wir unter anderem im Falkland-Krieg bewiesen.«

»Das hier ist etwas anderes. Sie haben es hier nicht mit einem normalen Feind zu tun, sondern mit einem Dämon. Verstehen Sie mich doch, zum Teufel.«

»Ja, Sinclair, zum Teufel. Da soll sich dieses komische Gespenst hinscheren. Oder wir machen ihm Beine.«

»Sir, ich kann nur sagen…«

»Schon gut, was wollen Sie noch?«

»Geben Sie mir Inspektor Suko oder Kommissar Mallmann an den

Apparat.«
»Die sind nicht hier.«
Ich wunderte mich. »Wieso? Noch nicht angekommen?«
»Das schon, aber sie sind wieder gefahren und wollten sich die Absturzstelle anschauen. Wobei ich meine, daß sie eigentlich schon hätten zurücksein müssen.«
»Was heißt das schon wieder?«
»Sie sind mir eigentlich zu lange weg.«
»Dann lassen Sie die Leute suchen.«
»Ich warte noch.«
Mittlerweile ahnte ich, daß es ein Kreuz werden würde, wenn ich mit diesem Querkopf zusammenarbeitete, aber ich riß mich zusammen und sagte, daß ich ebenfalls kommen würde.
»Wann?«
»Kann ich Ihnen nicht sagen, Sir. Tun Sie mir nur einen Gefallen und geben Sie höllisch acht. Wir haben es mit einem Gegner zu tun, den keiner von uns so leicht fassen kann.«
»Das wird sich noch herausstellen«, erwiderte Fry.
»Genau, General, das wird es auch.« Mit dieser Antwort legte ich den Hörer zurück.
Suko und Kommissar Mallmann hatten die Warnung aus der weißen Wolke sehr genau verstanden, und sie hüteten sich, den Wagen auch nur einen Yard weiterrollen zu lassen.
Der Tod des Offiziers hatte ihnen gereicht. Sie wußten, wozu die andere Seite fähig war. Die schlug erbarmungslos zu und nahm auf Menschen keine Rücksicht.
Was würde geschehen?
Der Gegner hatte die beiden gewarnt, und Suko schielte in die Höhe, da die Gefahr von überall herkommen konnte.
Dort oben rührte sich nichts. Das Astwerk der Bäume blieb stumm und sah irgendwie drohend aus, als würde es nur darauf warten, um sich auf die beiden stürzen zu können. Der graue Himmel war schwach zu erkennen, auch er gab ihnen keine Hoffnung, und zwischen den dicken Stämmen der Bäume herrschte ein unangenehmes Zwielicht.
Die Wolke hatte sich jetzt in ihrer gesamten Größe über den Rand der kleinen Senke geschoben und stand vor der Kühlerschnauze des Jeeps wie eine weiße Mauer.
Nichts rührte sich in ihr.
Suko und Will atmeten nur flach. Sie schauten beide zu, wie sich in der Wolke etwas bewegte. Es war gewissermaßen der Mittelpunkt, der anfing zu kreisen, sich gleichzeitig auch streckte, so daß sie im Zentrum eine Gestalt erkennen konnten.
War es ein Mensch?

Nein, das wohl nicht. Es mußte ein Geist, ein Gespenst sein, das menschliches Aussehen besaß. Wenigstens von der Gestalt her. Nur das Gesicht besaß kein menschliches Aussehen mehr. Es war eine Knochenfratze. Widerlich anzusehen, bleich und auch durchscheinend, so daß die beiden Männer von innen heraus auch die Ohren des Gespenstes sehen konnten.

Es gab für sie keine andere Möglichkeit. Das mußte einfach das Gespenst aus dem Hexenforst sein, und es hatte sie in ihrer Sprache angeredet.

Vor dem Wagen war es in die Höhe gewachsen, hatte sich gestreckt, so daß es fast die Höhe eines Baumes erreichte und den beiden wie der Geist eines Riesen vorkam.

Und wieder wurden sie angesprochen. »Ihr habt bemerkt, zu was ich fähig bin. Ich regiere hier. Ich bin der Herr dieses Waldes, und ich lasse nicht zu, daß Menschen erscheinen, um die Natur zu berauben. Ihr habt Glück gehabt, daß ihr noch nicht daran beteiligt wart. Deshalb lasse ich euch diesmal laufen, aber wehe, wenn ihr nicht gehorcht. Dann wird der Tod schneller sein, als ihr denken könnt. Deshalb fahrt zurück. Sagt den anderen, daß die Toten reichen müssen. Es war meine letzte Warnung. Bei Anbruch der Dunkelheit müßt ihr verschwunden sein…«

Die letzten Worte hallten noch nach und drangen hinein in das plötzliche Heulen, das zwischen den Baumstämmen wimmerte und das Verschwinden des Gespenstes begleitete.

Die Wolke jagte zusammen mit der Gestalt in die Finsternis des Waldes hinein und löste sich auf.

Suko und Will saßen auch weiterhin regungslos. Sie schüttelten die Köpfe, hoben die Schultern, und der Kommissar aus Deutschland wischte über seine Stirn.

»Verdammt, da haben wir Glück gehabt!« flüsterte er.

Der Inspektor nickte. »Das kannst du wohl sagen. Es hätte auch anders kommen können.«

»Und was machen wir jetzt?«

»Wir fahren zu den anderen.«

Mallmann lachte krächzend. »Ich kann dir genau sagen, was dann passiert. Man wird dich auslachen. Dich und mich. Der General dreht durch.«

»Damit unterschreibt er sein eigenes Todesurteil«, erklärte Suko.

»Meinst du, daß er dir das abnimmt?«

»Eigentlich nicht.«

»Eben. Der Ansicht bin ich auch.«

»Dennoch müssen wir ihm eine Mitteilung machen.« Suko griff wieder zum Zündschlüssel. Er hatte den Motor vorhin, als das Gespenst erschien, vor Schreck abgewürgt.

Der Anlasser orgelte einige Male, dann sprang der Motor an, und die Männer konnten starten.

Sie fuhren jetzt vorsichtiger weiter. Ihre Blicke glitten öfter nach rechts und links weg, als zu Beginn ihrer Rückfahrt. Das Gespenst hatte sich zurückgezogen, und es tauchte auch nicht mehr auf, weil es sein Versprechen hielt.

Suko mußte das Lenkrad schon sehr hart umklammern, denn das Gelände forderte ihm alles ab. Auf und nieder ging es, doch er schaffte auch die Stolper- und Holperstrecken.

Dann wurde der Weg breiter. Erste Lichter tauchten auf. Der Hinweisauf das Camp, wo Standscheinwerfer aufgebaut worden waren, die das Dunkel erhellten.

Sie passierten die Wachtposten und rollten schließlich vor der Baracke aus, in der ebenfalls Licht brannte.

Zwar wurden die beiden von unteren Dienstgraden angesprochen, das kümmerte sie nicht. Sie stürmten förmlich das Blockhaus, und zwei Offiziere fuhren erschreckt von ihren Stühlen hoch, als sie die beiden Männer hereinplatzen sahen.

»Wo ist der General?« fragte Will Mallmann.

»In seinem Büro, aber Sie können nicht…«

Einer der Typen wollte Will festhalten. Mit einem kurz angesetzten Hieb schlug ihm Will die Hand zur Seite und öffnete die Tür des Nebenraums, um über die Schwelle zu springen.

»Ach, da sind Sie ja!« rief Fry. Er stand ebenfalls auf. »Ihr Freund Sinclair hat angerufen.«

»Und?«

Fry hob die Schultern und blickte an seinen beiden Besuchern vorbei. Die Hände hielt er dabei auf dem Rücken verschränkt. »Mr. Sinclair hatte vorgehabt, den einzigen Zeugen zu befragen. Er fuhr in die Kaserne und fand Sergeant Holmes tot vor.«

»Was?«

»Ja, Mr. Mallmann, er war tot.«

»Wie ist er umgekommen?« Auf Sukos Frage hob der General nur die Schultern. »Das kann ich Ihnen nicht so recht sagen. Ihr Kollege sprach von einem Monster, das halb Mensch und halb Pflanze gewesen sein soll.« Will nickte. »Genau das sieht ihm ähnlich.« Fry reckte sein massiges Kinn vor. »Wem sieht was ähnlich?« erkundigte er sich. »Dem Gespenst«, erwiderte Suko. Der General wollte lächeln, es wurde nur mehr ein lauerndes Grinsen.

»Moment mal, was sagten Sie da?«

»Wir haben das Gespenst gesehen.«

»Sie beide?«

»Genau, Sir.«

»Und weshalb nicht Lieutenant Saxon?« erkundigte sich Fry mit leiser

Stimme.
Will und Suko wechselten einen Blick. Der Chinese nickte. Für den Kommissar ein Beweis, daß er antworten wollte. Und das tat er auch. »Sir, Lieutenant Saxon konnte das Gespenst nicht sehen, weil er in unserem Beisein umkam.«
»Nein!« Der General wurde aschfahl. »Doch, er wurde ermordet.«
Fry ging einen Schritt nach hinten. Er stieß gegen seinen Schreibtisch, hob die Hand und wischte sich den Schweiß von den Wangen.
Dabei öffnete er seinen Mund, schaute zu Boden, hob die Schultern und atmete tief ein. »Ermordet, sagten Sie?«
»Ja.«
»Und womit?« Heftig fuhr er herum, damit er Suko ins Gesicht schauen konnte. »Es war ein Rotorblatt«, erwiderte der Chinese wahrheitsgetreu. Fry lief rot an, wurde dann blaß, beugte sich vor und stützte sich auf dem Schreibtisch ab. »Sagen Sie mal, sind Sie verrückt? Wollen Sie mich hier verarschen?«
»Nein!« sagte Suko leise. »Dann erzählen Sie nicht so einen Quatsch.«
»Es ist kein Quatsch!« stand Kommissar Mallmann seinem Kollegen bei.
Fry schob drohend seine beiden Augenbrauen zusammen und ließ sich auf einen Stuhl sinken. »Das können Sie mir nicht unter die Weste schieben. Nein, das ist…«
»Die Wahrheit«, sagte Suko.
Der General schaute den Inspektor aus schmalen Augen an. »Ihrer Meinung nach hat also das Rotorblatt eines Hubschraubers, und zwar des abgestürzten, den Offizier getötet. Richtig?«
»Ja, es stimmt.«
»Und wie ist das technisch vorgegangen?« fragte Fry. »Können Sie mir darauf vielleicht eine Antwort geben?«
Auch das erzählte Suko. Der General hörte zu. Seine Augen wurden mit jedem Wort, das Sukos Mund verließ, größer. Er schüttelte dabei den Kopf, unterbrach aber den Chinesen nicht.
»So war es, Sir.«
»Sind Sie fertig?«
»Natürlich.«
»Ich werde Sie beide festnehmen lassen«, sagte Fry. »Das lasse ich mir nicht gefallen. Verdammt, das ist eine Unverschämtheit. Sie wollen mich hier wohl zur Sau machen?« Er sprang plötzlich auf.
»Erst dieser Sinclair, der von einem Sergeant berichtet, der zum Monster geworden ist. Zu einer Mischung zwischen Pflanze und Mensch, dann kommen Sie an und wollen mir das mit dem Mord unter die Weste jubeln. Sagen Sie mal, sind Sie eigentlich verrückt?«
Er schlug sich gegen die Stirn. »Wie kann ein Rotorblatt, das im

Erdboden steckt, plötzlich herausgedrückt werden und einen Menschen töten?«

»Mit dem normalen Verstand ist es nicht zu begreifen«, gab Suko zu. »Daran tragen andere Kräfte die Schuld.«

»Und welche, bitte?«

»Magische«, erwiderte Suko. »Das Gespenst aus dem Hexenforst, das wir gesehen haben und das uns gewarnt hat.«

»Und daran glauben Sie?«

»Ja.«

»Sie auch?« Der General deutete mit seinem bulligen Kopf auf Kommissar Mallmann.

»Ich ebenfalls.«

»Dann kann ich Sie beide nicht für normal erklären und werde Sie festnehmen lassen müssen. Sie bleiben solange in Gewahrsam, bis die Sache geklärt ist. Tut mir leid.«

Suko und Will warfen einander Blicke zu, wobei sie die Augen verdrehten. Sie hatten sich gedacht, daß Fry so reagieren würde. Zudem war es schwer zu glauben, aber der Offizier hätte durch den Absturz des Hubschraubers gewarnt sein müssen. Er hatte nichts daraus gelernt und war dabei, seinen nächsten großen Fehler zu begehen. Suko und Will würden ihn kaum von seiner Meinung abbringen können.

»Ich will Ihnen noch eine Chance geben«, sagte Fry. »Berichten Sie mir, wie es tatsächlich gewesen ist und wo Lieutenant Saxon steckt?«

»Er ist tot«, sagte Suko.

»Und Sie haben ihn…«

»Kein Wort mehr, General!« Will Mallmann schrie den Offizier so laut an, daß dieser zusammenzuckte und weiß im Gesicht wurde.

Auch Suko war über die Reaktion seines deutschen Freundes überrascht. So hatte er ihn noch nie erlebt. Aber Will Mallmann ließ sich nur bis zu einem bestimmten Punkt reizen. War diese Grenze überschritten, gab es für ihn kein Halten mehr. Dann reagierte er ebenso hart.

Fry schaute die beiden Männer scharf an. »Eines kann ich Ihnen versprechen. Ich werde den Wald durchkämmen und dafür Sorge tragen, daß jeder Baum einzeln untersucht wird. Und ich räume mit dem Spuk aus dem Hexenforst auf, das ist meine Absicht. Ich lasse mich auch von Ihnen dabei nicht stören.«

»General!« sagte Suko sehr eindringlich. »Ich möchte Sie bitten und warnen, das Leben Ihrer Männer nicht unnötig aufs Spiel zu setzen. Brechen Sie dieses Lager ab! Verschwinden Sie aus dem Wald! Überlassen Sie den Hexenforst uns!«

»Nein!« Fry holte Luft. »Hiermit stelle ich Sie unter Arrest. Ich werde Ihren Vorgesetzten davon in Kenntnis setzen. Sie halten sich für die

Zeit des Arrests in einem Zelt auf, das meine Adjutanten Ihnen anweisen werden!« Während seiner Worte war Fry auf die Tür zugegangen und holte die beiden Offiziere aus dem Vorzimmer herein.

»Der ist verrückt«, sagte Suko. »Der läuft mit offenen Augen in sein Unglück.«

Fry hatte die Worte gehört. »Wir werden ja sehen, wer mit offenen Augen ins Unglück rennt. Ich nicht.«

»Ja, das werden wir«, sagte auch Will.

»Nehmen Sie die beiden Männer hier fest und sperren Sie sie in das Arrestzelt!« erklärte Fry den Offizieren.

Sie nickten. Die Überraschung blieb auch auf ihren Gesichtern, als sie Suko und Will in die Zange nahmen und ihnen befahlen, zu folgen. Sie gingen auch mit.

An der Tür drehte sich Suko noch einmal um. »Das haben Sie nicht umsonst gemacht, Fry. Es wird Ihnen noch bitter leid tun, ich kann es Ihnen versprechen.«

»Ach, Unsinn.« Der Offizier grinste scharf. »Sie brauchen nur die Wahrheit zu sagen.«

»Es ist die Wahrheit.«

Fry wollte die Männer nicht mehr sehen. Seine Handbewegungen waren bezeichnend. So sorgte er dafür, daß Suko und Will das Blockhaus schnell verließen.

Ob die anderen Soldaten draußen Bescheid wußten, war ihnen nicht bekannt. Jedenfalls schauten die Männer sehr überrascht, als sie sahen, daß Suko und Will von den Dienstwaffen der beiden sie flankierenden Offiziere bedroht wurden.

»Das Arrestzelt!« rief einer der Männer einem Sergeant zu. »Öffnen Sie es!«

»Jawohl, Sir!« Der Mann verschwand. Suko und Will mußten noch warten, bis sie das Zelt betreten konnten.

Sie standen noch vor dem Blockhaus, schauten sich um und erkannten, daß alles eigentlich normal war. Es würde bald dämmern, und sie dachten an das Ultimatum, das ihnen das Gespenst aus dem Hexenforst gesetzt hatte. Bei Anbruch der Dunkelheit sollte das Lager geräumt sein.

Das schafften sie nie.

»Kommen Sie!« rief jemand vom Zelt her.

Sie gingen noch nicht, auch nicht, als die den Mündungsdruck der Pistolen am Körper spürten, denn das Lager bekam in diesem Augenblick einen weiteren Besucher.

Ein silbergrauer Bentley rollte heran.

Plötzlich grinste Will Mallmann. »John kommt«, flüsterte er. »Jetzt bin ich mal gespannt…«

***

Und ich wunderte mich darüber, daß ich meine Freunde Suko und Will wie Zinnsoldaten vor dem Blockhaus stehen sah und daß sie eingerahmt wurden von zwei englischen Offizieren.

Es war sonst nicht ihre Art, einfach herumzustehen. Ihre Haltung war für mich ein Rätsel.

Ich ließ den Bentley ausrollen, stieg aus und schritt auf die vier Männer zu.

Ich hatte sie noch nicht erreicht, als mich einer der beiden Uniformierten anschnauzte. »Stoppen Sie, Mister!«

»Was?«

»Keinen Schritt weiter!«

Der Kerl hatte in einem Tonfall zu mir gesprochen, als hätte er einen Rekruten vor sich. Das brauchte ich mir nicht bieten zu lassen, blieb trotzdem stehen und sah auch die Waffen in den Händen der Uniformierten. Das war die Höhe.

Ich baute mich vor den Vieren so auf, daß sie nicht weitergehen konnten. Bevor ich eine Erklärung bekam, wurde ich von hinten gepackt. Es war die harte Hand des Sergeants, die mich herumdrehte.

Er war nicht gerade zimperlich gewesen und hätte mich fast von den Beinen gerissen. Der Mann war größer und breiter als ich, und ich mußte schon hochschauen, um in sein Gesicht sehen zu können.

Den Schirm seiner Mütze hatte er in die Stirn gezogen, vielleicht wollte er seinem Gesicht einen bösen Ausdruck verleihen. Wie dem auch sei, ein Freund von mir war er nicht gerade. »Diese beiden Männerhier stehen unter Arrest!« blaffte er mich an.

»Aha«, sagte ich. »Und wer hat das angeordnet?«

»General Fry. Außerdem sind wir Fremden und Zivilisten gegen über keine Erklärung schuldig.« Das Wort Zivilist sprach er aus, als würde er sich davor ekeln.

»Dann spreche ich mit dem General.«

»Nicht ohne vorherige Anmeldung.«

Jetzt wurde der Typ nicht nur komisch, sondern schon penetrant.

Ich holte schnell meinen Ausweis hervor und ließ ihn auf das Dokument blicken. »Können Sie lesen, Sie komischer Panzerknacker?« fragte ich ihn und hatte Mühe, mich zu beherrschen.

Bei dem Wort Panzerknacker hörte ich ein leises Lachen. Will hatte es ausgestoßen.

»Das kann ich.«

»Dann wissen Sie ja, wer ich bin.«

»Ich seh' die Unterschrift des Innenministers, Oberinspektor Sinclair. Für mich aber ist der Verteidigungsminister zuständig. Tut mir leid, die beiden Männer werden abgeführt.«

Ich ließ den Ausweis wieder verschwinden und sagte wie nebenbei: »Das werden Sie nicht!«

»Dann lasse ich Sie auch festnehmen!« schrie der Sergeant, der bei den unteren Dienstgraden als Obermufti verschrien war.

»Wenn Sie mich anrühren, geht es Ihnen schlecht«, erklärte ich.

Das wollte der Sergeant nicht hinnehmen. Besonders nicht, weil zahlreiche seiner Untergebenen zuschauten und sich immer mehr Soldaten an den Kreis herandrängten.

Er trug eine Waffe bei sich. Als er an der Pistolentasche herumfummelte, hielt ich sein rechtes Gelenk für einen Moment fest und drehte es dann blitzschnell herum.

Die alten Tricks kannte ich, und ich wußte auch, wann etwas wehtat. Bei diesem Kerl hatte ich schnell sein müssen. Zudem hatte er nicht damit gerechnet, daß es jemand wagen würde, sich seinen Befehlen zu widersetzen, so kam für mich das Überraschungsmoment noch hinzu, und der Sergeant ächzte.

Natürlich hatte sich die Lage dadurch nicht entspannt. Doch General Fry schien in seinem Blockhaus bemerkt zu haben, daß etwas nicht stimmte, denn er trat heraus.

Ich ließ den Soldaten los, der sich auf mich stürzen wollte, seinen General erkannte und stehenblieb.

»Was geht hier vor?« rief Fry.

Ich trat zur Seite, damit er mich sehen konnte. »Das möchte ich gerade von Ihren Leuten wissen, General.«

»Ach, Sinclair, Sie sind es.« Er ging weiter und kam auf mich zu.

»Endlich, das erspart mir lange Erklärungen. Ich habe diese beiden Männer festnehmen lassen.«

»Das sehe ich. Was ist der Grund?«

»Mord!«

»Ach…«

»Ja.« Fry nickte heftig. »Mord an einem meiner Offiziere. Es ist Lieutenant Saxon, der von den beiden umgebracht worden ist.«

»Moment.« Ich wandte mich meinen beiden Freunden zu.

»Stimmt das alles?« fragte ich.

»Quatsch«, erklärte Will Mallmann. »So einen blühenden Unsinn habe ich lange nicht mehr gehört.«

»Die beiden lügen«, sagte der General.

»Das glaube ich kaum. Wie ist Saxon denn umgekommen?«

Fry begann zu lachen, bevor er mir berichtete, was er von Suko und Will gehört hatte. Ich hatte dabei Gelegenheit, in die Gesichter der Soldaten zu schauen. Sie waren bleich geworden, als sie von diesem Mord erfuhren. Auf einigen Zügen las ich sogar die Angst.

»Und jetzt sagen Sie mir, Sinclair, wie ich hätte handeln sollen.«

»Ja, das werde ich«, erwiderte ich und ging langsam auf ihn zu.

»Sie hätten sich zumindest von den Aussagen der beiden überzeugen können.«

»Das wollte ich jetzt.«
»Zu spät, General, zu spät.«
»Unsinn. Die beiden bleiben unter Arrest, bis die Sache aufgeklärt ist.«
»Sie sagten, daß Ihr Lieutenant durch ein Rotorblatt umgekommen ist, General?«
»Ja, das wurde mir berichtet.«
»Glauben Sie im Ernst, daß zwei Männer ein so schweres Stahlstück in die Höhe wuchten können?«
»Sie werden es schon irgendwie geschafft haben«, meinte Fry.
»Die beiden sind ja nicht dumm.«
»Ich hoffe, daß Sie es auch nicht sind, General, meine Freunde wieder normal behandeln und das Camp abbrechen.«
»Das habe ich diesem Sturkopf auch gesagt«, rief Suko. »Aber der ist ja borniert.«
»Halten Sie Ihr Maul!« Fry lief rot an und drehte fast durch. Ihm fehlte nur noch der Schaum vor dem Mund.
Ich mußte grinsen. »Seien Sie doch vernünftig«, versuchte ich es im ruhigen Tonfall. »Wir haben wirklich andere Probleme, als uns um Dinge zu kümmern, die nicht bewiesen sind.«
»Für mich sind sie bewiesen. Es bleibt dabei.« Er streckte einen Arm aus. »Abführen, die beiden.«
Ich verdrehte die Augen. Diesem Mann war wirklich nicht zu helfen. Der drehte fast durch, der war so etwas von borniert, das gab es überhaupt nicht. Zulassen, daß wir geschwächt wurden, wollte ich nicht. Es hatte auch keinen Sinn, hier mit Fäusten zu streiten, deshalb war es am besten, wenn ich Sir James anrief.
»Darf ich mit Sir James Powell telefonieren?« fragte ich den hohen Offizier.
Er hatte nichts dagegen. »Das wollte ich auch schon«, erklärte er mir.
»Gut.« Ich deutete zurück. »Lassen Sie die beiden doch solange hier und kommen Sie am besten mit, sonst sagen Sie mir wieder, daß ich gelogen und Sie nicht…«
Der Schrei unterbrach mich.
Eigentlich waren es zwei Schreie, aber sie hörten sich an wie einer.
Sofort fuhr ich herum, auch die Soldaten und selbst der General drehten ihre Köpfe in die Richtung, aus der die Schreie erklungen waren.
Es war jenseits des Camps geschehen, also tiefer im Wald, und zwar dort, wo die Wachen standen.
Die Beleuchtung konnte man als Zwielicht bezeichnen, so daß wir schlecht etwas erkennen konnten.
Gemeinsam liefen wir vor. Ich war einer der ersten und sah mit Schrecken, was geschehen war.

Das Gespenst aus dem Hexenforst hatte wieder zugeschlagen.

Diesmal hatte es die Kräfte der Natur manipuliert und sich zwei Soldaten vorgenommen. Die beiden Männer hingen mit ihren Hälsen in den gekrümmten Ästen eines Baumes wie in Henkerschlingen…

Noch lebten sie, und ihre Schreie gellten aus den offenen Mündern. Aber sie wurden leiser, ein Zeichen, daß ihnen allmählich die Luft abgeschnürt wurde und sie kurz vor dem Tod standen.

Jemand stieß mich an, so daß ich zur Seite fiel. Ich konnte mich noch abstützen, sonst wäre ich gefallen.

Gleichzeitig hörte ich die Schüsse.

Ein Soldat hatte sich eine Maschinenpistole geschnappt und feuerte. Das Echo der Abschüsse übertönte die gurgelnden Schreie der Männer, und der Mann mit der Waffe, der sich breitbeinig schräg vor mir aufgebaut hatte, zielte nicht auf seine beiden Kameraden, sondern über die Köpfe hinweg, um das würgende Astwerk zu zerschießen.

Die Geschosse hämmerten in den Baum. Sie zerstörten Zweige und Äste, hackten Stücke aus der Rinde, und über den Köpfen der Gefangenen verteilte sich ein wahrer Regen aus Splittern.

Es wurden auch die Zweige erwischt, an denen die beiden Männer hingen, aber die Kugeln richteten nichts aus. Sie schüttelten die Gefangenen nur durch, die Zweige selbst, die zu Henkersstricken geworden waren, konnten sie nicht vernichten.

Sie waren erbarmungslos, standen unter einem anderen Befehl und wollten töten.

Vielleicht hatten es die anderen nicht begriffen, ich aber wußte Bescheid und brüllte den Kerl mit der MPi an, sein Feuer einzustellen.

Er gehorchte vor Schreck.

»Nicht mehr schießen!« schrie ich auch den anderen zu und rannte den beiden Männern entgegen.

Unterwegs schon holte ich mein Kreuz hervor. Wenn es normale Waffen nicht schafften, dann eben magische.

Die Soldaten schauten mir entgegen. Wie die andere Kraft die Wachtposten überrascht hatte, wußte ich nicht. Jedenfalls kämpften sie um ihr Leben, das ihnen immer stärker aus dem Körper gewürgt wurde. Einer von ihnen hing bereits bewußtlos in der Baumschlinge.

Der andere versuchte die Arme zu heben, um mit den Händen die Schlinge lockern zu können.

Er schaffte es nicht, da ihn die Kraft verlassen hatte. Die Hände rutschten immer wieder ab.

Ich kümmerte mich um den Bewußtlosen.

Die Baumschlinge drückte in das Fleisch an seinem Hals, und ich preßte mein Kreuz dagegen.

Das half.

Ein Anfang war schon das Zischen. Rauch trieb mir entgegen. Ich

roch das verbrannte Zeug und bekam mit, wie sich die magische Schlinge vor meinen Augen auflöste.

Sie verfaulte und verdorrte. Als wasserloser, leichter Ascherest fiel sie zu Boden, und der Soldat folgte. Ich fing ihn nicht einmal auf, weil ich mich um seinen Kameraden kümmern mußte.

Die Zunge schlug in seiner Mundhöhle. Der würgende Zweig hatte Kraft und wollte ihn in die Höhe ziehen. Der Arme stand nur mehr mit den Zehenspitzen auf dem Boden.

Ich hatte mich als Retter in letzter Sekunde gezeigt. Auch hier setzte ich das Kreuz ein und schaute zu, wie die Schlinge verfaulte.

Ich fingden Mann diesmal auf, als er zusammensackte. Um seinen Leidensgenossen kümmerten sich bereits die anderen.

Er war nicht bewußtlos geworden, lag auf dem Rücken und rang röchelnd nach Atem. Die Augen hatte er dabei verdreht, vor seinen Lippen sprühte der Speichel.

Jemand zog mich zur Seite. »Ich bin Sanitäter!« hörte ich den Mann sagen. Es war besser, wenn der andere sich um den Gequältenkümmerte. Ich ging inzwischen zur Seite.

Drei Männer eilten herbei. General Fry, Suko und Will Mallmann.

Meine Freunde wurden von keiner Waffe mehr bedroht, und der General sah verdammt blaß um die Nase aus.

Vor mir blieb er stehen.

»Nun?« fragte ich.

»Das war wohl im letzten Augenblick, wie?«

»Im allerletzten!« präzisierte ich. »Länger hätten wir nicht warten dürfen.«

Der General schüttelte den Kopf. »Ich verstehe es einfach nicht«, flüsterte er. »Verdammt, ich kann es nicht begreifen. Da haben meine Männer geschossen. Sie trafen auch die Zweige. Die Kugeln schlugen ein, ich konnte es selbst sehen. Und jetzt das…«

»Es ist eben Pech«, erwiderte ich, »oder«, nun fügte ich ein schmales Lächeln hinzu, »Magie…«

Fry wollte widersprechen, überlegte es sich und hielt den Mund.

Währenddessen schauten wir zu, wie beide Soldaten abtransportiert wurden.

»Sie werden es überstehen, Sir!« hörten wir einen der Männer sagen.

»Gut.« Fry schaute zum Baum hoch. Er sah wieder normal aus.

Wären die zahlreichen Geästsplitter nicht gewesen, wäre niemand auf den Gedanken gekommen, daß hier etwas Schreckliches vorgefallen wäre.

»Sie werden nichts entdecken können«, erklärte ich dem nach oben blickenden General. »Das Gespenst aus dem Hexenforst hält sich versteckt!«

»Wo denn, verdammt?«

Ich deutete in die Runde. »Überall, mein Lieber.«
»Aber das ist doch verrückt.«
Ich hob die Schultern. »Sie sagen es, General. Sie sagen es wirklich, es ist verrückt.«
»Glauben Sie unseren Aussagen nun?« fragte Suko.
Der General nickte. »Ja, ich fange an, Ihnen zu glauben. Wenn ich das hier gesehen habe, kann es auch möglich sein, daß diese unheimliche Kraft versucht und es geschafft hat, das Rotorblatt aus dem Boden zu ziehen, um damit Lieutenant Saxon zu töten.«
»Und Sie sollten an die Warnung denken«, meinte Will.
»Wieso?«
»Wir haben das Gespenst gesehen. Es hat uns mitgeteilt, daß wir den Hexenforst verlassen sollen. Denken Sie daran.«
»Ach, Unsinn.«
»Nein, General«, sagte ich. »Das ist kein Unsinn. Reichen Ihnen die Vorfälle noch immer nicht.«
Fry war wieder der alte, als er sich hastig umdrehte. »Ich will Ihnen etwas sagen, Sinclair. Ich lasse mich hier nicht vertreiben. Ich gebe zu, daß dieses komische Gespenst, von dem wir reden, einzelne Männer gekillt haben mag, aber es wird nicht alle schaffen, das kann ich Ihnen schwören. Es kommt nicht gegen Panzer, Maschinengewehre, Soldaten und eine Technik an, die sich verdammt gut bewährt hat. Das ist einfach nicht möglich.«
»General, denken Sie um!« sagte Will.
»Das habe ich bereits.«
»Und?« fragte ich.
»Ich werde einen Stoßtrupp losschicken, der die Leiche des Lieutenants abholt. Sechs Mann stelle ich zusammen, und…«
»Lieber nicht!« widersprach Suko.
»Wieso?«
»Sie unterschätzen noch immer die Kraft des Gespenstes, General. Denken Sie an meine Worte.«
»General!« Einer der Offiziere, die Will und Suko vorhin in Schach gehalten hatten, meldete sich.
Fry drehte sich unwillig um. »Was ist denn?«
»Da will Sie jemand sprechen.«
»Wer?«
Der Offizier hob die Schultern. »Seinen Namen hat er nicht gesagt. Er ist ein komischer Kauz.«
»Schaffen Sie den Mann weg. Ich habe jetzt keine Zeit für solche Dinge. Machen Sie schon!«
»Es wäre ein Fehler, General, wenn Sie mich nicht anhören würden«, sagte der Besucher, und wir sahen ihn jetzt ebenfalls, wie er näherkam.

Ich wollte mich auf ihn konzentrieren, als ich Will Mallmanns Flüstern vernahm. »Verdammt, der spricht mit der gleichen Stimme wie das Gespenst vorhin…«

***

Nur ich hatte den Satz vernommen. An Sukos Gesichtsausdruck erkannte ich, daß er ebenfalls Bescheid wußte. Der Inspektor besaß ein ausgezeichnetes Gehör. Er tat aber so, als hätte er überhaupt nichts bemerkt und schaute, wie wir anderen auch, dem herankommenden Mann entgegen, den man wirklich als eine außergewöhnliche Erscheinung bezeichnen konnte. Er sah aus, als hätte er sein Leben lang im Wald verbracht.

Auf dem Kopf trug er einen Schlapphut, dessen Krempe nach unten gebogen war und dementsprechend tief in seine Stirn hing, so daß sie dort einen breiten Schatten hinterließ. Wir konnten nur die untere Hälfte des Gesichts sehen. Ein Relief aus Runzeln, Falten und Einkerbungen mit einer Haut, die schon an die eines Baumstammes erinnerte. Über den Oberkörper hatte er eine dicke Jacke gestreift, die aus einem braunen Wollstoff bestand. Die Hose war grau, die Füße steckten in Stiefeln, und die aus den Armlöchern ragenden Hände erinnerten mich an borkige Zweige, so verändert sahen die Finger aus.

So einen Typ hatte ich noch nie gesehen, er kam mir vor wie der berühmte Waldschrat. Doch keiner von uns unterschätzte diesen Mann, nicht einmal der General.

Er sagte auch nichts, als der Mann, dessen Alter nicht zu schätzen war, zwei Schritte vor ihm stehenblieb. Der Reihe nach schaute er uns an. Dabei konnte ich einen Blick in seine Augen erhaschen. Die Pupillen schimmerten grünbraun.

Meine Gedanken irrten in die Vergangenheit zurück. Bei einem ähnlichen Fall in Schottland ging es darum, einen Wald zu retten.

Da war ich ebenfalls auf einen seltsamen Waldbewohner gestoßen, der mit diesem hier eine gewisse Ähnlichkeit besaß. [4]

»Was wollen Sie?« Fry unterbrach das Schweigen.

Der andere hob die Hand. Er deutete in die Runde und öffnete kaum den Mund, als er sagte: »Dies hier gehört alles uns. Das ist eine Gemeinschaft, das ist die Natur, und sie gehorcht bestimmten Gesetzen.«

»Ich weiß, Mann. Von Ihnen brauche ich mir das nicht sagen zu lassen. Ich hatte in der Schule selbst Biologie.«

»Das meine ich nicht.«

»Was dann?«

»Haben Sie noch nie von den anderen Gesetzen gehört, General? Von denen, die die Menschen nicht ergründen können, weil ihnen einfach der Glaube daran fehlt? Kennen Sie diese Regeln wirklich nicht,

General? Jede Pflanze, sei sie auch noch so klein, besitzt Leben, ähnlich wie ein Mensch. Nur achten die Menschen darauf nicht, wenn sie die Wälder rücksichtslos vernichten. Bei Spaziergängen werden Pflanzen abgerissen, zerdrückt und zertreten, wobei sie Qualen leiden, wenn ihnen das Leben genommen wird. Alles gehört in einen großen Kreislauf. Er schließt die gesamte Welt und auch das All mit ein. Man darf diesen Kreislauf nicht zerstören. Wer es dennoch tut, vernichtet. Auch Sie, General, werden das zu spüren bekommen, wenn Sie nicht aus diesem Wald verschwinden.«

Fry verengte die Augen. »Was werde ich zu spüren bekommen, Meister?«

»Die Vernichtung.«

»Sie meinen die Vernichtung der Natur?«

»Nein, ich meine die Ihrige. Sie selbst werden getötet, denn die Natur läßt sich vieles gefallen, aber nicht alles. Irgendwann kommt der Punkt, wo sie es den Menschen zeigt und wo sie zurückschlägt. Dieser Punkt ist bald erreicht.«

»Okay, ich habe mir Ihre frommen Reden angehört. Jetzt sagen Sie mir, wer Sie sind.«

»Ich bin der Bote.«

Bisher hatten Will, Suko und ich noch nicht eingegriffen. Die Antwort des Mannes hatte seltsam genug geklungen. Ein Bote war er.

Mehr hatte er nicht gesagt, doch der Begriff Bote ließ schon auf etwas schließen. Wenn er sich tatsächlich so bezeichnete, mußte er für jemand die Verantwortung übernommen haben. War er das Gespenst aus dem Hexenforst?

»Schön«, sagte Fry. »Wessen Bote sind Sie also? Sie sind doch nicht nur einfach so gekommen?«

»Nein, man hat mich geschickt.«

»Wer denn?«

»Mandragoro!«

Nicht allein ich zuckte bei diesem Namen zusammen, auch mein Freund Suko. Er schaute mich scharf danach an. Ich nickte zurück.

Dabei dachte ich über den Namen nach. Mandragoro konnte man als einen Geist bezeichnen. Vielleicht auch als Dämon, jedenfalls herrschte er über die gesamte Welt der Pflanzen. Er gab ihnen Leben, er war ein Geist, der sich auch manifestieren konnte. In einer Blume, in einem Strauch, in einem Baum. Er hatte für ein biologisches Gleichgewicht gesorgt und mußte in neuerer Zeit erleben, daß radikale Umweltzerstörer ihm immer mehr seines Lebensraumes wegnahmen.

Klar, daß er zurückschlug. Und Mandragoro war in seinen Aktionen nicht zimperlich. Zudem bediente er sich zahlreicher Helfer.

Es konnte ihm gelingen, die Natur zu einem Aufstand gegen die

Menschen zu veranlassen, das hatte ich bei meiner ersten Begegnung mit ihm auch schon erlebt, als er London zu einer Todeszone machen wollte. [5]

Und jetzt hörte ich wieder von ihm. Und zwar aus dem Munde dieses seltsamen Boten.

Fry wollte etwas fragen, ich kam ihm dabei zuvor und erkundigte mich: »Wer bist du wirklich? Nenn uns deinen Namen!«

Jetzt schaute er mich an. »Der Bote!«

Ich ging auf ihn zu. Erst wollte mich Fry zurückhalten, überlegte es sich dann anders und sah mit an, wie ich meinen Arm ausstreckte und die Finger in den Stoff der Jacke verdrehte. Er fühlte sich unnatürlichtrocken an, als bestünde er aus Staub, der zusammenklebte.

»Laß mich los!«

»Nein, ich will wissen, wer du bist. Ich kenne Mandragoro. Richte ihm aus, daß ich nicht vorhabe, mich vor ihm zu ducken. Das kannst du ruhig, denn ich weiß, wer du bist.«

»Sag es!«

»Du bist das Gespenst aus dem Hexenforst!«

Ich hatte so laut gesprochen, daß es zahlreiche Soldaten hören konnten. Bis auf Suko und Will wollte mir wohl keiner recht glauben, denn einige begannen leise zu lachen. Selbst Fry war nicht meiner Ansicht. Er sagte: »Machen Sie sich doch nicht lächerlich, Sinclair!«

»Das mache ich mich nicht. Fragen Sie meine beiden Kollegen, wenn Sie mir nicht glauben!«

»Stimmt das?«

Suko und Will bestätigten meine Ansicht.

»Und wo ist die Wolke?« fragte der General.

»Das werden wir noch feststellen.« Ich hatte den Boten nicht losgelassen, der auch keine Anstalten traf, sich zu befreien. Das sah auch der General.

»Abführen!« befahl er.

»Wohin?« fragte ich.

»Erst mal in mein Quartier. Da sehen wir dann weiter!«

»General, Sie machen einen Fehler. Verlassen Sie den Wald. Verlassen Sie ihn so schnell wie möglich!« flüsterte der Bote. »Gleich wird die Dunkelheit erscheinen, und das ist seine Zeit. Dann kommt Mandragoro frei und holt sich die Opfer. Es ist noch eine Warnung!«

»Ab mit ihm!«

Diesmal traf ich keinerlei Anstalten, mich gegen den Willen des Generals zu stellen. Ich kam ihm sogar entgegen, als ich den Boten herumdrehte und ihn in die Richtung stieß, aus der er gekommen war. Wenn er tatsächlich das Gespenst aus dem Hexenforst war, glaubte ich nicht daran, daß er sich in einem geschlossenen Raum einsperren

lassen würde. Deshalb war ich sehr vorsichtig.

Der Bote tat nichts, was mich hätte beunruhigen können. Er schritt vor mir her und hielt den Kopf gebeugt. Den Nacken konnte ich trotzdem nicht erkennen, braunes Haar bedeckte ihn. Es war verfilzt und kam mir vor wie dünne Äste.

»Auch die Zeiten, die vergehen, werden den Fluch nicht brechen können«, sagte er rauh.

»Was meinst du damit?«

»Es ist lange her, als jemand den Hexenforst abholzen wollte. Sogar sehr lange her. Aber ich habe es nicht zulassen wollen, ich wußte, daß es ihn gab und er mich schützen würde. Er hatte mich zum Hüter seines Waldes eingesetzt…«

»Mandragoro?« fragte ich dazwischen.

»So war es. Auch als Männer versuchten, den Wald zu töten, schafften sie es nicht. Sie spannten mich an einen Baum und erschlugen mich mit ihren Säbeln. Mein Blut tränkte die Erde, es floß in den Stamm, und es wurde von Mandragoro aufgesaugt, wie auch mein Geist. Im Tode nahm er meinen Lebenssaft auf und vermischte ihn mit dem des Waldes. Er machte mich zu einem Stück von ihm. Die Jahrhunderte über hütete ich diesen Wald. Ich ließ die Kinder und die Spaziergänger hinein. Ich beobachtete sie. Jede Pflanze, jedes Blatt war ein Auge von mir, das beobachten und schauen konnte. Ich erfreute mich an der Lust der Kinder, die natürlich reagierten und die Natur liebten, doch ich haßte diejenigen Menschen, die dem Wald Böses tun wollten. Es gab eine Zeit, da schlug man nur die Bäume, die wirklich krank oder schon tot waren. Ich empfand es als gut und tat auch nichts dagegen. Aber die Menschheit hörte nicht auf die Warnungen der Natur. Sie wollte nicht hören, so wie ihr auch nicht hören wollt. Alles ist von einem gewaltigen Geist erschaffen worden. Alles ist im Prinzip gut, nur die Umstände haben es oft auf die andere Seite gestellt. Ich weiß, wer du bist. Auch du kämpfst gegen das Böse, du bist im Grunde deines Herzens ein guter Mensch. Deshalb habe ich auch so oft gewarnt. Du trägst eine Waffe bei dir, die du sehr genau hüten mußt, weil sie einmalig ist. Versuche, die Menschen zur Rückkehr zu bewegen. Mache hier den Anfang. Die Natur und auch die Menschheit wird es dir danken, wenn sie einmal beginnen, darüber nachzudenken.«

»Warum hast du getötet?« fragte ich.

»Haben die anderen es nicht auch getan?«

»Ja. Wenn du aber von einem Geist sprichst, der alles erschaffen hat, so hat dieser gesagt, daß man nicht Gleiches mit Gleichem vergelten soll.«

»Ich weiß es.«

»Und dennoch tust du es.«

»Man läßt mir keine andere Wahl. Dieser Wald darf nicht zerstört werden. Er ist mein Leben.«

»Dann bist du das Gespenst aus dem Hexenforst?«

Der Bote blieb plötzlich stehen und drehte sich so hastig um, daß ich erschrak. »Ich bin es wirklich!« drang es aus seinem Mund hervor, und auch die anderen vernahmen den Satz.

»Weg, Sinclair!« Fry hatte geschrien und handelte auch sofort. Er riß mich nach hinten. Das nicht ohne Grund, denn noch im gleichen Augenblick gab er den Schießbefehl.

Und seine Soldaten gehorchten.

Es waren Pistolen, die aufpeitschten. Die Schüsse rollten durch den Wald, ich sah die Kugeln in die Gestalt des Boten einschlagen und rechnete eigentlich damit, daß dieser Mann zu Boden fallen und ausbluten würde.

Er ging nur zurück.

Die Geschosse hämmerten in seinen Körper, sie trieben ihn weiter, er hob die Beine, stolperte, kippte, fiel zu Boden, und General Fry schrie: »Feuer einstellen!«

Der General glaubte an einen Erfolg. Ich nicht so recht. Dennoch lief ich los, wie auch meine Freunde Suko und Will.

Wir erreichten den auf dem Rücken liegenden Boten und prallten plötzlich zurück, als die Gestalt plötzlich in einem weißen Feuer aufflammte und sich aus diesen Flammen das helle Gespenst löste. Wir hörten noch ein hohl klingendes Pfeifen, dann war der Geist zwischen dem hohen und kahlen Geäst der Bäume verschwunden.

Fry begann zu fluchen. Er schoß jetzt selbst mit seiner Dienstwaffe, doch ein Gespenst konnte er auf diese Art und Weise wahrlich nicht aufhalten. Es war ein Geistkörper, man konnte hindurchfassen, und es entschwand unseren Blicken.

Wir hörten seine Stimme. »Jetzt werde ich, der Herr dieses Waldes, euch meine Rache präsentieren! Warnungen haben nichts erreicht. Nun schlage ich zurück…«

Es waren die letzten Worte. Wir alle hörten zu, wie sie verhallten.

Von dem Gespenst selbst war nichts mehr zu sehen.

Die Soldaten und wir bildeten eine schweigende Runde. Viele Männer waren bleich geworden. Sie schauten in die Höhe, als gäbe es dort etwas zu sehen, doch es war nur der allmählich dunkler werdende Himmel zu sehen, der auch die große Zeit der Rache ankündigte, so wie es uns Mandragoros Helfer versprochen hatte.

Fry reagierte als erster. Er klang dabei furchtbar wütend. »Der hätte uns nicht durch die Lappen gehen sollen.« Er schaute mich so starr an, als wollte er mich dafür verantwortlich machen. »Was hat er Ihnen überhaupt für einen hirnverbrannten Unsinn erzählt, Sinclair?«

Ich wiegte vor meiner Antwort den Kopf. »So hirnverbrannt schienen

mir seine Worte nicht zu sein.«

»Ach nein.« Er kam einen Schritt vor und starrte mich scharf an.

»Dann halten Sie noch zu diesem Wesen, wie? Möglicherweise haben Sie es freiwillig laufen gelassen, wie?«

»Jetzt reden Sie Quatsch!« fuhr ich den Mann an. »Verdammten Bockmist, sogar!«

»Sagen Sie mir etwas Besseres!«

»Das werde ich auch. Sie haben die Worte vernommen, Fry. Wenn Sie darüber nachdenken, hatte dieser Bote oder dieses Gespenst nicht einmal so unrecht. Wir Menschen sind selbst daran schuld. Wir zerstören unsere Umwelt. Wir haben den Auftrag erhalten, uns die Erde untertan zu machen. Untertan, General, aber nicht zu zerstören. Begreifen Sie den Unterschied?«

»Ja, aber was ist dabei, wenn wir durch diesen Wald eine Panzerstraße bauen lassen.«

»Im Kleinen fängt es an, General. Es hört leider im Großen auf.«

»Da gebe ich meinen Kollegen recht!« mischte sich Will Mallmann ein. »Auch wir in Deutschland haben unsere Probleme. Es ist ein Jammer, wenn man zuschauen muß, wie unser herrlicher Schwarzwald dahinsiecht…«

»Ach, hören Sie mir damit auf!« fuhr der General den deutschen Kommissar an. »Für mich allein zählt dieses verdammte Gespenst, das einige meiner Männer getötet hat, und Sinclair stellte sich dabei noch auf dessen Seite. Es will in meinen Kopf einfach nicht rein…«

»Einen Augenblick!« Ich unterbrach seinen wütenden Redeschwall. »So ist es ja auch nicht. Ich habe von einem Prinzip gesprochen und nicht, daß ich die Methoden dieser Rache billige. Ich werde mich mit allen Kräften dafür einsetzen, daß der Spuk vernichtet wird. Daß ich auf Ihrer Seite stehe, habe ich hinlänglich bewiesen, als ich Ihre beiden Männer rettete. Ich hoffe, Sie haben es nicht vergessen.«

»Nein, das habe ich nicht.«

»Dann bin ich beruhigt.«

»Auf jeden Fall sehe ich keinen Grund für einen Abzug«, erklärte der General. »Man hat uns den Kampf angesagt. Okay, Mr. Sinclair, meine Männer und ich werden diesen Fehdehandschuh aufnehmen und ihn zurückgeben. Mit allen Konsequenzen!«

»Wirklich mit allen?« fragte Suko.

»Jawohl.«

»Dann sind Sie sich hoffentlich darüber im klaren, was das bedeuten wird«, sagte ich.

»Das bin ich.«

»Es kann Sie Männer kosten. Und Sie werden das zu verantworten haben«, warnte Suko. »Denken Sie an die Besatzung des Hubschraubers. Damit fing es an. Über Sergeant Holmes ging es

weiter. Dann kam Lieutenant Saxon an die Reihe. Wen wollen Sie noch opfern? Wer wird der nächste sein? Vielleicht Sie, General?«

Fry holte tief Luft. »Verdammt, Inspektor, was Sie hier tun, das ist der Beginn einer Meuterei. Sie hetzen meine Männer auf. Ich sehe das als eine Revolte an.«

»Sie vielleicht, ich nicht«, gab Suko lässig zurück. »Fragen Sie die Männer doch.«

»Hier wird nicht gefragt, hier wird angeordnet. Ich bekämpfe den Geist mit Maschinengewehren, meinen Panzern und Kettenfahrzeugen. Den verdammten Wald werde ich zerpflücken, auseinandernehmen, und daran kann mich auch dieses Gespenst nicht hindern. Quentin, Eastlow!« schrie er.

Die beiden Offiziere, die Suko und Will bewacht hatten, lösten sich aus dem Pulk der Soldaten.

»Sir?« Sie grüßten.

»Folgendes«, begann der General. »Ich teile die Leute in zwei Gruppen ein. Jeder von Ihnen wird eine Gruppe befehligen. Sie, Captain Quentin, nehmen sich die Westseite dieses Waldes vor, und Sie, Captain Eastlow, kümmern sich um den Osten, so daß wir praktisch eine Zange bilden. Ausgangspunkt ist unser Camp. Verstanden?«

»Yes, Sir!«

Beide sprachen synchron und grüßten wieder stramm.

»Wegtreten!«

Ich kam da nicht mit und schüttelte den Kopf. Auch Will Mallmann und Suko schauten sehr besorgt. Sie enthielten sich, ebenso wie ich, eines Kommentars.

Der General aber war in seinem Element. Er nahm die Ereignisse als einen persönlichen Angriff, fühlte sich beleidigt und wollte dementsprechend handeln.

Während die beiden Offiziere ihre Befehle gaben, wandte er sich uns zu. »Sie können ja bei mir bleiben«, sagte er. »Sie werden…«

Das laute Schreien eines Soldaten unterbrach ihn. »Mein Gott, mein Gott.«

Wir fuhren herum.

Uns wurde die Sicht versperrt, so daß wir zwei Männer zur Seite stoßen mußten.

Dann sahen wir den Soldaten, der geschrien hatte.

Er steckte bis zur Brust im Boden und sank mit erschreckender Geschwindigkeit tiefer…

***

Suko und ich verloren keine Sekunde und lösten uns zur gleichen Zeit, um auf den Mann zuzulaufen.

Während die Soldaten erst noch Befehle bekamen, hatten wir den Mann bereits erreicht und stoppten ab, als wir erkannten, daß wir keinen Schritt mehr weitergehen durften, denn vor unseren Fußspitzen befand sich die sumpfige Erde.

Suko warf sich zu Boden, ich ebenfalls. So bildeten wir eine Kette aus zwei Körpern. Ich lag am nächsten, streckte einen Arm aus und drückte die Hand in die wasserweiche Masse, auf deren Wellen brauner Kork zu tanzen schien.

Der Soldat schrie gellend. Ich selbst lag mit meinem Gesicht in seiner Höhe, konnte direkt in die Augen schauen und las in ihnen die Todesangst, die der Mann durchstand.

Es mußte für ihn furchtbar sein. Er weinte und schrie. Ich rief ihm aufmunternde Worte zu, aber ich glaubte nicht, daß es irgendeinen Sinn hatte.

Sein Schreien verstummte in einem gurgelnden und blubbernden Geräusch, denn das Zeug war ihm in den offenen Mund gedrungen und hatte jeden Laut erstickt.

Er sank ein.

Und er verschwand.

Meine Hand griff zu, ich tauchte sie in die Brühe, Haarspitzen glitten noch durch meine Finger, dennoch gelang es mir nicht, den Schopf zu fassen und den Mann zu befreien.

Der Waldboden hatte ihn verschluckt.

Auch ich hätte schreien können. Aber vor Wut. Auf dem Bauch lag ich und spürte, daß sich dieses gefährliche Sumpfloch ausbreitete, denn unter meinem Körper wurde es weicher.

Suko hatte dies ebenfalls festgestellt. Er riß mich zurück, so daß ich wieder auf normalen Untergrund gelangen konnte. Erschöpft blieb ich liegen.

Ich war nicht körperlich fertig, sondern seelisch und blickte, als ich in die Höhe schaute, in das Gesicht des Generals, der auf mich niedersah. Suko half mir hoch.

»Wollen Sie noch immer Krieg führen, General?«

»Ja!«

Ich packte den Mann an den Revers der Uniformjacke und schüttelte ihn durch. »Wann werden Sie endlich vernünftig? Wann hört dieses verdammte Sterben Ihrer Männer auf?«

»Sobald wir dieses Gespenst vernichtet haben!«

»Sie wollen es vernichten, General. Das finde ich gut. Das können Sie auch, Sie können uns sehr helfen.«

»Ach, auf einmal?«

»Ja!« keuchte ich. »Ziehen Sie sich zurück. Verschwinden Sie mit Ihren Leuten.«

»Und Sie, Sinclair?«

»Ich bleibe mit meinen Freunden hier. Wir werden uns dem Gespenst stellen, und wir besitzen auch die entsprechenden Waffen, um es vernichten zu können.«

Im Gesicht des Generals zuckte es. Wurde er endlich vernünftig?

Hatte er eingesehen, daß es keinen Sinn haben würde, sich gegen dieses Gespenst zu stellen?

Die Kiefer des Mannes mahlten, ohne daß Fry einen Bissen in den Mund gesteckt hatte.

Würde er unserem Ratschlag folgen?

Ich wollte ihn noch einmal darauf hinweisen und bemerkte, daß Will Mallmann den Kopf schüttelte. Er hatte Frys Reaktion schon vor mir erlebt und bekam recht.

»Ich habe meine Befehle gegeben und werde sie nicht widerrufen«, erklärte er. »Es bleibt dabei!« Nach diesen Worten drehte er sich um und schritt auf sein Quartier zu.

Wir schauten ihm kopfschüttelnd nach.

»Wie verbohrt muß man eigentlich sein, um so reagieren zu können?« fragte Will Mallmann.

»Ich weiß es nicht«, gab ich leise zurück und spürte einen Schauer auf meiner Haut.

»Der hat kein Gehirn, sondern eine Panzerplatte im Schädel«, fügte Suko noch hinzu. »Verdammt, ist das ein Wahnsinniger? Gut, daß nicht alle so sind wie er.«

»Ja«, gab ich ihm recht. »Nur haben wir leider das Pech, an ihn geraten zu sein.«

Wir blieben auf dem Fleck, denn wir kamen uns plötzlich vor wie im Manöver. Nur, so glaubte ich, würden die Soldaten hier mit scharfer Munition schießen.

Die ersten Motoren sprangen an. Beide Führungsoffiziere hatten dafür Sorge getragen, daß sich die Soldaten auf die einzelnen Fahrzeuge verteilten. Sie würden mit diesen schweren Dingern den Wald durchqueren, auch die Motoren der Panzer sprangen an, und wenn ich mir die breiten Ketten anschaute, konnte es denen schon gelingen, so manchen Baum umzuknicken und zu zerstören.

Abgase wurden in die Luft gestoßen und bildeten stinkende Wolken, die zwischen den Baumstämmen wie feiner Nebel umhertrieben. Auch die Dunkelheit hatte zugenommen. Nur noch ein sehr schwacher grauer Streifen Tageslicht bedeckte den Himmel, so daß uns der Wald vorkam wie eine finstere Höhle.

Die ersten Wagen rollten an uns vorbei. Es waren keine Panzer, sondern Geländefahrzeuge, die sich in die schmalen Wegehineinschoben und das dort wachsende Unterholz zusammenknickten, so daß nur mehr eine platte Schicht zurückblieb.

Ich dachte an die Worte des Boten. Er hatte davon gesprochen, daß

in jeder Blume, in jedem Baum und in jeder Pflanze ein Funken Leben steckte.

Jetzt wurde es radikal vernichtet, und ich konnte mir vorstellen, wie die Rache aussah.

Ein Krachen und Bersten ließ uns zusammenschrecken. Die ersten beiden Panzer hatten sich ihren Weg gebahnt, und es war ihnen gelungen, kleine Bäume zu knicken, als bestünden deren Stämme aus dünnen Streichhölzern.

Der General machte seine Ankündigung wahr. Hier starb ein Wald, und ich fragte mich, wie es weitergehen sollte.

Ich schaute dorthin, wo der Soldat im Sumpf versunken war.

Nichts war mehr zu sehen. Es gab kein Wasser mehr, kein schwammiges Moor, der Boden war wieder hart und fest.

Meine Handbewegung war irgendwie deprimierend zu nennen, als ich über das Gesicht wischte, und Will Mallmann fragte mich:

»Denkst du das gleiche wie ich?«

»Ja.«

»Und ich ebenfalls«, sagte Suko. »Sie werden es nicht schaffen können. Dieser Wald wird zu einer Todesfalle für die Männer. Das fühle ich genau, das spüre ich.«

»Wie können wir es ändern?« fragte Will.

»Indem wir das Gespenst vernichten.«

Ich hatte dies gesagt, und der Kommissar schaute mich aus großen Augen an. »Natürlich, John, du hast recht. Indem wir es vernichten. Zeig mir den Weg, ich bin dabei.«

In Gedanken versunken, schaute ich mein Kreuz an. Konnte ich von ihm Hilfe erwarten?

Es war so schwer, so verdammt schwer, denn durch die Kräfte des Kreuzes würde es mir nicht gelingen, Mandragoro zu beschwören. Außerdem hatte er dieses Waldstück als Belohnung für einen seiner Diener abgegeben. Das Gespenst aus dem Hexenforst konnte schalten und walten, wie es wollte, und es würde seine Leute mit offenen Augen in ihr Verderben rennen lassen. Ich sah noch die blassen Gesichter der Soldaten genau vor mir, als mich die Männer, auf ihren Fahrzeugen sitzend, passiert hatten. Wohl war ihnen nicht dabei. Aber niemand wagte es, gegen den irrsinnigen Befehl des Generals auch nur ein Wort zu sagen.

Ich hätte es nicht als Meuterei angesehen, aber von diesem General konnte man nichts anderes verlangen, der war in seinem Denken zu sehr festgelegt.

Die Panzer und Fahrzeuge waren unseren Blicken entschwunden.

Die Tiefe des Hexenforsts hatte sie verschluckt. Wir hörten sie aber noch, ebenso das Krachen der Bäume und das Brechen im Unterholz, wenn sie sich mit Gewalt ihren Weg bahnten.

»Wie kann man diesen Mann stoppen?« fragte Will Mallmann und ballte die rechte Hand zur Faust.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Suko. »Er ist mächtig, zu mächtig…«

»Aber nicht allmächtig!« sprach ich dagegen.

Die beiden Freunde blickten mich erstaunt an. »Was meinst du damit, John?«

Ich deutete auf Will. »Du hast einen Vorgesetzten, Suko ebenfalls, und ich habe auch einen.«

»Und Fry auch!« vollendete Mallmann.

»Eben.«

»Willst du den Verteidigungsminister anrufen, John?« erkundigte sich Suko.

»Nein, das soll Sir James übernehmen, wenn ich ihm erklärt habe, was hier geschehen ist. Von höchster Stelle muß dieser General gestoppt werden. Solange übernehmen wir das Kommando.«

Die Freunde blickten mich ernst an und waren einverstanden. Ich spielte hoch, höher als ich mir vielleicht erlauben konnte, aber ich reagierte nicht beamtenhaft, sondern so, wie es die Lage erforderte.

Ungewöhnliche Dinge erfordern eben ungewöhnliche Maßnahmen.

Wir liefen zum Camp zurück. Fast alle Fahrzeuge waren verschwunden. Nur mehr den Jeep des Generals sahen wir und natürlich unsere Autos. Im Quartier brannte Licht, während die aufgebauten Zelte in der Dunkelheit aussahen wie kleine Hügel.

Hinter den Fenstern des Blockhauses sahen wir Lichtschein. Die Umrisse des Generals tauchten für einen Moment innerhalb des gelben Rechtecks auf, dann war er verschwunden.

»Der nachgemachte Napoleon!« preßte Suko hervor.

Ich ließ meine Freunde allein und lief zum Wagen. Ich war innerlich aufgeregt und hatte Mühe, meinen Atem unter Kontrolle zu halten, als ich die Nummer tippte. Hoffentlich stimmte mir Sir James zu und handelte in meinem Sinne.

Es wurde abgehoben. Bevor wir zu irgendwelchen Begrüßungsfloskeln kommen konnten, begann ich damit, dem Superintendenten die Lage genau zu erklären.

Er hörte mir stumm zu, aber er atmete schärfer und schneller, je länger mein Bericht wurde.

»Und das entspricht alles den Tatsachen?« fragte er, als ich nicht mehr redete.

»Ja, Sir.«

»Es ist unglaublich, was sich dieser General leistet.«

Ich atmete auf. Sir James befand sich also auf meiner Seite.

»Können Sie irgend etwas machen, Sir?«

»Und was?«

»Beim Minister intervenieren. Er soll, nein, muß diesen Irren einfach

stoppen, sonst machen wir es mit Gewalt.«

Sir James überlegte einen Augenblick. »Ja, John«, sagte er dann.

»Sie haben meine Rückendeckung. Stoppen Sie General Fry mit Gewalt, wenn es sein muß.«

»Wollen Sie denn nicht…«

»Natürlich werde ich vorsprechen. Aber das kann dauern. Sie wissen ja, wie das ist. Ich vertraue Ihnen, bei Ihnen ist Eile geboten, alles andere erledigen wir später.«

»Danke, Sir.« Diese beiden Worte kamen wirklich aus vollstem Herzen. Wieder einmal war ich stolz darauf, so einen Chef zu besitzen, mochte er auch noch so viele Macken haben. Wenn es darauf ankam, war er für seine Männer da. Wir konnten uns auf ihn voll und ganz verlassen.

Meine Freunde erwarteten mich mit gespannten Gesichtern, deren Ausdruck sehr bald einen Zug der Erleichterung annahm, als ich ihnen erklärte, was man mir mitgeteilt hatte.

»Hätte ich von Sir James gar nicht erwartet!« kommentierte Will Mallmann.

»Ja, man täuschte sich oft in ihm.« Wir drehten uns um, damit wir dem General die Nachricht übermitteln konnten.

Nach zwei Schritten schon blieben wir stehen, denn wir hatten es zur gleichen Zeit entdeckt, da wir alle drei in Richtung des Waldes schauten.

Dort hatte sich etwas verändert.

Es war dunkler geworden. Okay, nichts Unnormales, denn der frühe Abend war angebrochen.

Aber die Dunkelheit des Waldes konnte ich nicht als normal ansehen. Es war überhaupt nichts mehr zu erkennen. Kein Weg, keine Baumstämme, auch nicht die Zwischenräume.

Die Magie des Gespenstes hatte zugeschlagen. Der sonst völlignormale Wald war dabei, auf magische Art und Weise zuzuwachsen…

***

In General Fry tobte eine Hölle. Seine Augen brannten vor Wut. Er wußte, daß er einen Fehler machte, indem er seine Leute nicht abziehen ließ, aber er konnte nicht zurück. Einmal hatte er den Befehl gegeben, und daran wollte er sich halten. Einen Irrtum einzugestehen, das kam bei ihm nicht in Frage.

Und so näherte er sich mit stampfenden Schritten seinem Quartier. An der Tür drehte er sich noch einmal um.

Im Dämmerlicht wirkten seine Züge grau und kantig. Er hörte das Brummen der Motoren, und ein Lächeln huschte über seine Lippen.

Ja, das waren Laute, die ihm gefielen. Dahinter steckte die geballte

Kraft einer ausgeklügelten Technik, und auch der Wald mit seinen komischen Kräften würde dagegen nicht ankommen.

Wenn die Panzer einmal rollten, hielt sie nichts auf. Höchstens Waffengewalt, und damit konnten seine Feinde nicht dienen. Zwei Panzer reichten hier. Die würden sich von verschiedenen Seiten die Schneisen bahnen, die notwendig für zukünftige Aufgaben waren.

Er dachte auch an die drei Männer.

Polizisten und Zivilisten. Courage hatten sie, das mußte Fry anerkennen, und sie ließen sich auch nicht so leicht ins Bockshorn jagen, aber ihre Ansichten wollte er nicht teilen.

Er schaute den Männern entgegen. Sie standen noch immer am gleichen Fleck und unterhielten sich.

Sollten sie doch, er wollte einen ersten Bericht schreiben, und dabei würden die Polizisten nicht ungeschoren davonkommen, das nahm er sich vor.

Im Quartier machte er zunächst einmal Licht, durchquerte den Vorraum und betrat sein Büro.

Zum Glück brauchte er seinen Einsatz nicht abhaken zu lassen, er war mächtig genug, sicherheitshalber setzte er sich allerdings nieder und schrieb einen ersten Lagebericht an den Minister der Verteidigung. Er würde mehrere Durchschläge bekommen, die dann verschiedenen Stellen zugeleitet wurden.

Da er durch die Ereignisse ein wenig zerstreut war, fiel es ihm nicht leicht, die entsprechenden Formulierungen zu finden. Deshalb stand er auf und begann mit einer kurzen Wanderung durch sein Büro, die er schnell wieder unterbrach, denn ihm waren die passenden Worteeingefallen. Auf der Schreibmaschine war er kein Künstler. Aus diesem Grunde setzte er sich nieder und schrieb den Bericht mit der Hand.

Die Schreibtischleuchte schickte ihren hellen Kegel auf das weiße Blatt, das sich allmählich füllte. Auch die Geräusche der rollenden Fahrzeuge waren verstummt, so daß sich der General wie in einer Insel der Stille vorkam.

Er schrieb und zuckte plötzlich zusammen, als er das Kratzen vernahm.

Er selbst hatte es nicht verursacht, denn er schrieb mit einem Kugelschreiber und nicht mit einer Feder. Also mußte es aus einer anderen Quelle stammen.

Aber aus welcher?

Langsam rückte sich der Offizier in die Höhe. Noch in der Bewegung vernahm er den Laut ein zweitesmal.

Das war nicht normal!

Der General dachte an die unerklärlichen Vorgänge innerhalb des Waldes, und plötzlich bekam er Furcht. Ein paarmal schluckte er und

überlegte, ob es nicht besser war, das Quartier zu verlassen.

Es hätte wie eine Flucht ausgesehen. Andererseits befanden sich seine Leute im Wald. Niemand würde ihn sehen, bis auf die drei Polizisten, und die kümmerten ihn nicht.

Also weg!

Der General schritt auf die Tür des Vorzimmers zu. Das Geräusch wiederholte sich, und plötzlich vernahm er in seinem Rücken ein reißendes Splittern.

Sofort fuhr er herum.

Ein Bodenbrett war von einer unheimlichen Kraft in die Höhe geschleudert worden, fast bis zur Decke, wieder nach unten gefallen und auf dem Schreibtisch liegengeblieben.

Aus der Öffnung im Boden jedoch schob sich etwas hervor. Es war eine Pflanze. Ein zum Halbkreis gebogener Stiel, der noch von der Kante der Öffnung gehalten wurde, mehr Druck bekam und lospeitschte, wobei er genau in die Richtung des Generals zielte.

Mit einem raschen Sprung konnte er der Pflanze entgehen, mußte aber erkennen, daß dieser grüne Pflanzenstiel eine Kraft besaß, die ihm schon unheimlich war.

Beim Zurückschnellen jagte er in die Höhe, fuhr über den Schreibtisch und schleuderte dort das Telefon zu Boden, wo es zerbrach.

General Fry aber wußte Bescheid, daß die Menschen die Kontrolle endgültig über den Wald verloren hatten. Und er wußte auch, daß er falsch gehandelt hatte.

Völlig falsch…

Jetzt gab es selbst für einen Mann wie ihn nur noch eins. Die Flucht aus dieser allmählich zuschnappenden Falle.

Er riß die Tür zum Vorzimmer auf, wollte hinausstürmen und hatte plötzlich das Gefühl, verrückt zu werden.

Man versperrte ihm den Weg.

Grünbraune Pflanzen waren es, die das Vorzimmer wie ein undurchdringlicher Dschungelbewuchs überwuchert hatten. Sie bildeten einen Wirrwarr ohne Lücke. Der General sah ein, daß er da nicht hindurchkam. Er konnte sich höchstens mit einer Machete den Weg freischlagen, aber solch eine Waffe besaß er nicht.

So blieb er stehen. Dabei erkannte er, daß die Pflanzen weiterwuchsen und ein immer dichter werdendes Netz bildeten.

Fry hatte auf der Offiziersschule Strategie gelernt. Er wußte genau, wann er zurückmußte.

Und hier war es der Fall.

Er spürte das trockene Gefühl in seiner Kehle, als hätte er sie mit einem rauhen Stück Papier ausgeputzt. Das war eine verdammte Lage, in die er sich selbst hineinmanövriert hatte. Sein Vorzimmer war zu

einem gefährlichen Dschungel geworden, einem Urwald der Angst und der Vernichtung. Der Wald hatte die Herrschaft übernommen. Er degradierte die Menschen ebenso wie sie, die ihn sonst mit Füßen getreten hatten.

Und doch durfte all dieser Schrecken nicht wahr sein. Er kam ihm vor wie Hirngespinste eines Science-Fiction-Autors. Die Rache der Pflanzen, das Zurückschlagen der Natur, dies alles gehörte doch in das Reich der Phantasie, der Wunschträume irgendwelcher Alternativen.

Für den General brach eine Welt zusammen. Da er sich selbst bedroht fühlte, dachte er kaum an seine Männer, die er in den Wald geschickt hatte und denen es sicherlich nicht anders ergehen würde.

Es hatten schon zahlreiche Menschen ihr Leben lassen müssen. Und alles nur wegen dieser verdammten Panzerstraße.

Nach vorn konnte er also nicht weg. Hinter ihm lag sein Büro. Ein fast leeres Zimmer, da Fry noch keine Pflanzen gesehen hatte, bis auf die eine. Allerdings besaß der Raum keine Tür ins Freie. Wenn er fliehen wollte, nur durch das Fenster.

Die Umrisse waren nicht sehr breit. Wenn er sich anstrengte, mußte es ihm gelingen, sich durch die Lücke zu schieben. Schließlich zählte sich Fry nicht zu den dicken Menschen.

Der General besaß nur für das rettende Fenster einen Blick. Was sonst noch um ihn herum passierte, sah er nicht. Er durcheilte mit weiten Schritten den Raum, lief schräg auf das rettende Fenster zu und hatte den Arm schon ausgestreckt, als es geschah.

Die aus dem Boden wachsende Pflanze peitschte wie der lange Arm einer Schlange quer durch das Zimmer und traf zielsicher den Körper des Generals. Er wickelte sich um die Hüfte. Fry brüllte auf.

Das Erschrecken meißelte sich in seinem Gesicht fest, als er den Druck in der Körpermitte spürte. Er schaute nach unten, sah in Gürtelhöhe den Ring, der sich um seinen Leib geschlungen hatte und wußte Bescheid. Er warf sich dennoch kräftig nach vorn.

Im gleichen Moment erfolgte der Gegendruck. Und der war stärker als seine Kraft.

Fast wurde der General von den Beinen gerissen. Durch einen langen Schritt nach hinten hielt er sich, aber er konnte nichts mehr dagegen tun, daß ihn die Kraft der Pflanze zur Seite riß und noch in der gleichen Sekunde wuchtig zu Boden schleuderte.

Zu spät streckte Fry die Arme aus. Den Aufprall konnte er nicht mehr lindern. Mit dem Gesicht schlug er gegen den harten Untergrund, und er spürte auch das Blut, das von seiner geplatzten Lippe zu Boden tropfte, als er wieder hochgerissen wurde.

Die Pflanze besaß eine mörderische Kraft. Zudem blieb sie nie still. Sie schlug den Körper von einer Seite auf die andere, und Fry sah das offene Rechteck der Zimmertür von einer Seite zur anderen huschen,

bis er plötzlich den Schwung bekam, der ihn auf die Tür zuwuchtete.
Daß die Pflanze ihn losgelassen hatte, bemerkte er viel zu spät. Da war er schon wie ein Geschoß durch die offene Tür gejagt und in das Nebenzimmer hinein.
Dort lauerte der unheimliche Dschungel.
Zielsicher landete der schreckensstarre General in seinem Zentrum. Zunächst glaubte er, gegen eine Gummiwand gestoßen zu sein, aber die Pflanzen schleuderten ihn nicht mehr zurück. Das Gegenteil davon trat ein. Sie hielten ihn plötzlich fest, und er kam sich vor wie in einem klebrigen Spinnennetz.
Dabei blieb es nicht, denn die zahlreichen Pflanzenstengel und Arme bewegten sich.
Über dem General bildeten sie fast ein Dach, das sich auf den Körper zusenkte. Er sah es, er wußte Bescheid, und er konnte nichts dagegen unternehmen.
Die andere Macht war einfach stärker. Sie besaß eine Gnadenlosigkeit, die nur einer großen Rachsucht zuzuordnen war. Gegen das Gesicht schlugen die Pflanzen wie Peitschenhiebe. Nach den ersten Schlägen schon brannte die Haut, anschließend wurde sie aufgerissen, und die Hiebe klatschten auch gegen seinen Körper.
Es waren Dornenarme, die sich in der Kleidung verhakten und dabei versuchten, sie zu zerreißen.
Der Dschungel hielt Fry fest.
Er hing in einer schrägen Lage, seine Beine zeigten noch dem Boden entgegen, der Oberkörper war gekippt, und Fry bekam mit, wie allmählich sein Blickwinkel zuwuchs.
Da kam er nicht mehr weg, das war ihm längst klargeworden. Der Wald nahm auf seine Weise an dem Rache, der ihn hatte zerstören wollen. Fry wehrte sich trotzdem. Es gelang ihm sogar, seine Waffe zu ziehen. Dabei hatte er das Gefühl, als würde die andere Kraft dies bewußt zulassen und nur mehr mit ihm spielen.
Der General bekam die Pistole in die rechte Hand. Er konnte auch den Finger an den Abzug bringen, ihn aber nicht zurückziehen. Dafür trat ein anderes Ereignis ein.
Der Geist erschien.
Urplötzlich sah er das Gespenst aus dem Hexenforst, wie es innerhalbder Pflanzen umherhuschte und sich dabei gedankenschnell ausbreitete, so daß es jeden Winkel des Netzes ausfüllte und sein Gesicht sich an der Stelle befand, die auch von Fry einsehbar war.
Er sah die bleiche Knochenfratze. Widerlich anzuschauen. Durchscheinend und doch hart und naturgetreu wirkend. Dabei mit kräftigen muskulösen Armen und Beinen ausgerüstet, die dennoch nur aus zwei Linien zu bestehen schienen und in ihrem Innern hohl waren.
Im nächsten Moment verteilte sich der Geist. Er machte es geschickt.

Sein Körper breitete sich aus, und er wob ein bleiches Gespinst über das Gefängnis.

Fry erlebte, wie sich sein Feind und Beherrscher des Hexenforsts dehnen und strecken konnte. Dabei drang eine flüsternde Stimme an die Ohren des Generals.

Sie kam ihm vor wie das mächtige Geläut des Jüngsten Gerichts.

Für ihn jedenfalls läuteten diese Worte das Ende ein.

»Ich hatte dich gewarnt, General. Sogar mehrere Male, aber du hast mir nicht glauben wollen. Du wolltest genau das durchführen, was du dir vorgenommen hast. Ein großer Fehler, General. Nicht immer läßt sich die Natur von den Menschen manipulieren. Ich hatte die menschliche Gestalt angenommen, damit du Bescheid weißt, aber du hast dich darum nicht gekümmert. Im Wald gibt es Leben. Mag eine Pflanze, ein Blatt, eine Blüte oder ein Baum noch so regungslos oder tot erscheinen, er besitzt trotzdem das Recht auf eine Existenz und darf nicht zerstört werden. Ihr aber wolltet zerstören, zertreten und zermalmen. Euch war und ist nichts heilig. Das bekommst du nun zurück. Auch mir ist das Leben meiner Feinde nicht mehr heilig. Das Gespenst aus dem Hexenforst hat sich lange genug zurückgehalten. Die Zeiten sind vorbei. Ich werde nicht nur dich vernichten, auch deine Männer. Mit dir mache ich den Anfang.«

Fry hatte zugehört und hatte auch alles verstanden. Dennoch wollte er sich mit seinem Schicksal nicht abfinden. Er bäumte seinen Körper hoch, und zwar nur soweit, wie es die Pflanzenarme, in denen er festhing, zuließen.

Auch seine Finger konnte er noch bewegen. Vor sich sah er die knöcherne durchscheinende Fratze des Gespensts. Der übrige Körper hatte eine andere Form bekommen und sich ausgebreitet. Er hatte einen bleichen Schein auf den Pflanzenberg gelegt, der sich immer mehr zusammendrückte und den Körper des gefangenen Generals zu seinem Zentrum machte.

Fry drückte ab.

Es waren zuckende Reflexbewegungen seines rechten Zeigefingers. Er klammerte sich an die Waffe!

Und das war verkehrt. Wer auf die Waffe vertraut, kommt durch sie um.

Die Schüsse hämmerten, die Kugeln schlugen gegen die Wände, und Fry merkte in seinem Wahn nicht, daß es ein Pflanzenarm durch seine Kraft schaffte, sein rechtes Gelenk, so zu drehen, daß die Mündung plötzlich auf seinen Kopf wies.

Vor seinen Augen befanden sich weder Blätter noch Zweige. Er besaß eine freie Sicht.

Und er sah die dunkle Mündung.

Den Finger zurückzunehmen, das gelang ihm nicht mehr. Er sah auch

keine Mündungsflamme, hörte nicht einmal den Knall, plötzlich war für General Fry alles vorbei.

Die Welt des Todes riß ihn an sich.

Er war so gestorben, wie es für einen Offizier würdig erschien.

Durch Selbstmord…

***

Es war ein Bild, das wir kaum glauben konnten. Der Wald vor uns war zu einem anderen geworden. So dicht, so dschungelartig, so weich und fast ohne Lücken.

Es gab kaum noch freie Räume zwischen den Bäumen. Ein Netz von Zweigen und Ästen füllte sie aus, oft lianenartig dünn und schlank, so daß diese wie Bänder wirkten, die dafür Sorge trugen, daß nicht so harte Zweige und Äste festgehalten wurden.

Trotz der Dunkelheit konnten wir dies so genau erkennen, weil auch über allem ein bleiches geheimnisvolles Leuchten lag. Ein Beweis, daß die Aura des Gespenstes überall vorhanden war. Es wollte uns beweisen, wie sehr es diesen Wald beherrschte, und das hatte es auch tatsächlich geschafft.

»Verdammt, John«, flüsterte Will Mallmann. »Das ist hart. Da sind die Leute verloren.«

Er hatte von den Soldaten gesprochen, und ich mußte ihm dabei recht geben.

Konnten wir so etwas zulassen?

Es war eine schwere Frage, die sich uns da gestellt hatte. Soldaten waren Menschen, in meinen Augen manchmal arme Teufel, die auf Gedeih und Verderb den Befehlen eines Vorgesetzten ausgeliefert waren. Wir erlebten es hier am eigenen Leibe. Fry hatte seine Männer in eine wahre Hölle geschickt, und es stellte sich die Frage, ob einer von ihnen da jeweils lebend herauskommen konnte.

Wenn der Wald völlig zuwuchs, hingen die Männer fest wie Fliegen im Spinnennetz. Auch Panzer und Mannschaftswagen würden es wohl kaum schaffen, sich einen Weg zu bahnen.

Was konnten wir tun?

In diesen Sekunden arbeiteten unsere Gedankenapparate unabhängig voneinander auf Hochtouren. Wir suchten nach Lösungen, nach Möglichkeiten, das Grauen stoppen zu können, und Suko war es, der den ersten Vorschlag machte.

»Ich werde in den Wald hineinfahren.«

»Du wirst es höchstens versuchen«, erwiderte Will.

»Meinetwegen.«

»Und wie willst du den Wuchs stoppen?«

Auch dafür hatte der Inspektor eine Lösung gefunden. »Mit der Dämonenpeitsche. Vielleicht kann ich uns einen Weg freischlagen.«

Er wandte sich an mich. »Fahrst du mit?«

Der Jeep faßte mehrere Männer. Ich wollte schon zustimmen, als wir die Schüsse hörten.

Nicht im Freien waren sie aufgeklungen, sondern hinter den Holz wänden des Blockhauses, das dem General als Quartier diente.

Deshalb hatten sie sich auch so dumpf angehört, und jedem von uns war klar, daß dieser Mann nicht ohne Grund gefeuert hatte. Er mußte sich in einer großen Gefahr befinden.

Demnach war klar, daß nicht jeder von uns tiefer in den Wald hineinfahren konnte.

»Okay, fahrt ihr!« rief ich meinen beiden Freunden zu und deutete auf das Blockhaus. »Ich werde mich um Fry kümmern…«

Wohl war meinen beiden Freunden bei diesem Vorschlag nicht, das sah ich ihnen an.

Für mich gab es im Augenblick keinen besseren, deshalb lief ich auf das Blockhaus zu…

***

Die Soldaten waren in den Wald hineingefahren. Ihnen blieb nichts anderes übrig, denn der General hatte den entsprechenden Befehl gegeben. Allen steckte der Tod ihres Kameraden noch in den Knochen. Die Gesichter der Soldaten auf und in den Fahrzeugen waren bleich wie Käse. Lippen, fest zusammengepreßt, Augen zu Schlitzen verengt, die Angst war ihnen deutlich anzusehen.

Dieser Wald, obwohl er mitten in England lag, war ihnen unheimlich geworden. Sie rechneten damit, von ihm angegriffen zu werden und warteten darauf, daß die Kräfte freikamen, die in ihm lauerten.

Man hatte sich geteilt. Ein Stoßtrupp wurde von Captain Quentin befehligt, der andere von Captain Eastlow. Die Zangenbildung war im Prinzip gut, ging man von normalen Voraussetzungen aus.

Dennoch konnte dieser Wald, so leer er auch wirkte, zu einer tödlichen Falle für die gesamten Soldaten werden.

Jede Gruppe besaß einen Panzer. Zwei Geländewagen waren ebenfalls vorhanden. Sie besaßen Maschinengewehre, die auf den Lafetten der Ladeflächen montiert waren.

Die Einstiegluke des schweren Panzers war aufgeklappt. Bis zur Brust schaute ein Soldat hervor, und er bekam ebenfalls das Schaukeln des schweren Tanks mit.

Die breiten Ketten reagierten wie gefährliche Walzen. Was sich ihnen in den Weg stellte, machten sie nieder. Unterholz, für Menschen oft genug ein sperriges, undurchdringliches Hindernis, wurde zerquetscht, als wäre es überhaupt nicht vorhanden. Die Panzer rollten weiter. Sie fuhren in kleine Senken hinein, zerstörten dabei durch ihren Druck einen Teil der Hänge, und sie rollten an der anderen Seite der Senke

wieder hoch. Dann sah es jedesmal so aus, als würde ein gefährliches Raubtier über den Rand hinwegglotzen.

Die Soldaten hatten die Augen überall. Sie schauten in alle Richtungen, suchten den Feind und sahen nur immer den Wald, der allmählich dunkler und dichter wurde.

Große Angst hatten sie vor dem Untergrund. Der Tod ihres Kameraden war ihnen eine Warnung gewesen. Aus dem Nichts war der Boden plötzlich weich geworden und hatte diesen alles vernichtenden Sumpf freigegeben. Bäume hielten die Panzer auf. Es war nicht der Platz, um sie umfahren zu können, deshalb rammten die schweren Tanks gegen die alten Wächter des Waldes und stießen sie um.

Diesen mächtigen Gewalten hatten die Bäume nichts entgegenzusetzen. Krachend kippten sie. Wenn nicht, wuchteten die schweren Tanks ein zweites- und drittesmal dagegen.

Über die gefallenen Stämme rollten sie hinweg. Sie zerstörten, sie vernichteten und sorgten dafür, daß der Weg einigermaßen für die nachfolgenden Fahrzeuge geebnet wurde.

»Weiter! Weiter!« Es war Captain Quentin, der den Befehl gab, als er merkte, daß der Panzer stoppte.

»Es geht nicht mehr, Sir!« wurde ihm gemeldet.

»Was?«

»Das ist hier zu dicht!«

Quentin verzog das Gesicht. Er hatte vorn in einem der Mannschaftswagen gesessen. Jetzt gab er seinem Fahrer Anweisung, ebenfalls zu stoppen, schleuderte das Walkie-talkie auf den Sitz und stieg aus. Seine Stiefel versanken bei dem Sprung in platt gewalztes Unterholz. Als er die Beine wieder hervorzerrte, spürte er auch die Dornen, die sich am Stoff des Kampfanzugs festklammern wollten.

Er stampfte auf den Panzer zu, blieb daneben stehen und sah die Bescherung.

Drei gewaltige Baumriesen, versehen mit übermächtigen Kronen, deren Astwerk ineinander überging, versperrte ihnen die Durchfahrt. Das schaffte selbst ein Panzer nicht.

Der Captain stieß einen wilden Fluch durch die Zähne, während er überlegte, wo sie sich den weiteren Weg bahnen konnten. Von dem toten Sergeant Holmes hatten sie noch nichts gesehen, wahrscheinlich befand sich seine Leiche an einem anderen Platz, das war auch zweitrangig. Der Befehl lautete, den Wald zu zerstören, das Gespenst gewissermaßen aus der Reserve zu locken, und nun mußte Quentin mitansehen, daß ihr Weg an diesem Punkt schon zu Ende war.

Wütend drehte er sich um.

Noch in der Bewegung hörte er den Ruf. »Verdammt, Captain, wir wachsen allmählich zu!«

Einer der Soldaten hatte es gesagt. Quentin zuckte zusammen. Er schaute zurück, folgte wie alle anderen dem Blick nach hinten und mußte erkennen, daß der Mann nicht gelogen hatte.

Die Soldaten konnten dabei zuschauen, wie sich der Wald veränderte. Er nahm plötzlich eine andere Form an. Nicht allein die Zweige und Äste der Bäume begannen sich zu verändern, auch die Pflanzen, die mit ihrem dichten Wuchs den Boden bedeckten und so etwas wie das Unterholz bildeten. Sie schossen förmlich in die Höhe. Aus normalen Farnen entstanden lianenartige Gewächse, die wie lange Peitschenschnüre ihren Weg fanden, in der Höhe aufeinander zudrängten und somit einen dschungelähnlichen Wirrwarr bildeten, aus dem eine weiche, aber äußerst widerstandsfähige Wand wurde.

Ein Lieutenant trat neben den Captain. Er atmete scharf, als er fragte: »Verdammt, verstehen Sie das?«

»Nein, Mensch!«

»Der Wald macht uns fertig!«

Quentin drehte sich um. »Geben Sie immer so schnell auf, Lieutenant?«

»Sir, ich…«

»Halten Sie Ihren Mund!« Quentin lief rot an, er schüttelte den Kopf und ging weg.

In seinen Wagen stieg er nicht ein, öffnete nur die Tür und nahm das Sprechgerät vom Sitz. Er nahm Verbindung mit dem anderen Stoßtrupp auf.

»Ich wollte mich gerade melden!« vernahm er Eastlows Stimme.

»Und weshalb?«

»Weil es bei uns einfach beschissen ist und wir nicht mehr weiterkommen.«

»Ihr also auch nicht?«

»Nein!«

Quentin zog die Stirn kraus, als er überlegte. Sie saßen in der Zwickmühle, das war ihnen klargeworden. Nach vorn konnten sie nicht, und hinter ihnen versperrte ihnen ein dichtes Gewächs, das immer mehr Platz einnahm, den Weg.

»Was tun?«

»Hast du eine Entscheidung getroffen, Rod?«

»Nein, zum Henker!«

»Ich lasse wenden!« erklärte Eastlow.

»Und dann?«

»Durchrammen. Der Panzer zuerst. Er muß diese Scheiße einfach knacken. Außerdem haben wir Holmes gefunden.«

»Und?«

Eastlow lachte krächzend. »Ich will lieber nichts sagen. Er sah scheußlich aus. An einem Baum hing er. Getötet von einem Rotorblatt.

Das kannst du dir ja vorstellen…«
»Und wie, Mann, und wie.« Quentin hatte sich entschlossen.
»Also ich versuche es auch.«
»Gut, wir melden uns dann wieder!« Damit unterbrach Captain Eastlow die Verbindung.
Quentin warf das Sprechgerät wieder in den Wagen. Seinem Gesicht war anzusehen, welche Wut in seinem Innern tobte. Die Hände hatte er zu Fäusten geballt, als er dem Panzerfahrer den Befehl gab, seinen Tank zu wenden. »Anschließend fahren Sie zurück und zerfetzen diesen verdammten Dschungel. Okay?«
»Verstanden, Sir!«
Quentin stieg wieder ein. Sein Fahrer schaute ihn aus fragenden Augen an.
»Wir schaffen es, Richardson«, sagte Quentin. »Wir schaffen es. Das schwöre ich Ihnen.«
»Natürlich, Sir.« Die Antwort klang nicht sehr optimistisch.
Der Fahrer des Panzers hatte den schweren Motor angelassen. Er beherrschte den Tank, das bewies er in den folgenden Sekunden, als sich das schwere Gerät auf der Stelle drehte und seine Kanone schließlich in die Richtung zeigte, aus der sie gekommen waren.
Dann rollte der Tank an!
Unter den Ketten knirschte das Unterholz. Die schweren Caterpillar drückten ein tiefes Muster in den Boden. In entgegengesetzter Richtung rollte der Tank an den wartenden Fahrzeugen vorbei und bahnte sich seinen Weg. Alle Hoffnungen begleiteten ihn. Wenn es jemand schaffte, den Dschungelwuchs zu durchbrechen, dann nur der Tank, gegen den ihre ebenfalls schweren Fahrzeuge wie Spielzeuge wirkten.
Die Männer warteten mit klopfenden Herzen. Die innere Aufregung spiegelte sich auf ihren Gesichtern wider. Die Lippen hatten sich fest zusammengepreßt, sie schauten aus starren Augen zu, ob ihr großer Rammbock es packen würde.
Immer näher kam er der gewachsenen Wand aus Zweigen, Ästen und schlangengleichen Lianen. Seine Kanone stach vor, drückte einige Äste zur Seite, dann rammte der Tank hinein.
Röhrend wie ein Untier aus Stahl wollte er sich den Weg bahnen und die Hindernisse zerreißen.
Er schaukelte über den Boden, hüpfte dabei, und sein mächtiger Leib stieß in das Hindernis.
Schnell war er gewesen. Äste knackten, Zweige brachen. Mit sirrenden Geräuschen jagten die Lianen auseinander, und die ersten Soldaten stießen Jubelschreie aus.
Der Tank würde es schaffen!
Die Hälfte der Strecke lag bereits hinter ihm. Zurück ließ er ein

Chaos aus Pflanzen, Baumteilen und Ästen.

Captain Quentin wollte schon den Befehl geben, dem Tank zu folgen, als er und die anderen sahen, wie der schwere Panzer plötzlich stoppte. Es sah so aus, als wäre er gegen eine Wand gefahren.

Es gab aber keine. Auch nicht aus Pflanzen oder Bäumen. Die »Wand« war etwas völlig anders.

Der Untergrund!

In ihn sackte der Panzer ein. Urplötzlich hatte der Boden seine Widerstandsfähigkeit verloren. Nach vorn hin kippte er weg, als würden die Hände eines Riesen auf ihn drücken.

»Verdammt, der hat sich festgewühlt!«

Ein Soldat schrie die Worte in höchster Not. Er hatte erkannt, was mit dem Tank los war, drehte sich zu seinen Kameraden um, und sah auch, daß Captain Quentin den Wagen verlassen hatte und sich seinen Weg zum Tank hin bahnte.

Er hörte die Stimmen seiner Männer und kümmerte sich nicht darum. Sich einen Weg durch das Unterholz bahnend, erreichte er den festgefahrenen Tank und blieb plötzlich stehen, als er ebenfalls spürte, daß er auf einen sehr schwankenden Boden geraten war.

Der Untergrund war nicht so flüssig wie der, in dem der Soldat versunken war, aber der Captain hatte große Mühe, sein rechtes Bein wieder hervorzuziehen.

Aus dem Tank kroch die Besatzung, während der schwere Panzer stets Stöße bekam, die ihn immer tiefer in den Untergrund schickten, damit er versinken konnte.

Da war nichts zu machen. Sie hätten vielleicht einen Kran haben müssen, der den schweren Tank in die Höhe hievte. So aber klappte esnicht. Die Besatzung turnte auf den Stahlplatten ihres Tanks herum. Der Reihe nach sprangen die Männer von dem sinkenden Gefährt weg, damit der Wald für sie nicht zu einer Todesfalle werden konnte.

Alle Fahrzeuge hatten gestoppt. Man konnte von Glück sprechen, daß die übrigen Soldaten dem Tank nicht sofort gefolgt waren, dann wären auch sie versunken.

Nur hielt das Glück nicht lange an. Das Gespenst aus dem Hexenforst hatte versprochen, die Eindringlinge zu vernichten, und daran wollte es sich auch halten.

Vier Soldaten hatten die Besatzung des Panzers gebildet. Sie befanden sich jetzt in einer relativen Sicherheit und richteten ihre Blicke fragend auf ihren Captain.

Der war zurückgetreten und wußte nicht, welche Befehle er noch geben konnte. Er stand auf dem Fleck, schaute sich um und stellte fest, daß dieser eigentlich normale Wald für ihn und seine Männer zu einem gewaltigen Gefängnis geworden war.

Hier kamen sie nicht mehr raus!

Auch er war ins Schwitzen geraten und spürte den Schweiß als kalte Schicht auf seinem Körper. Seine gezwungene Ruhe war dahin. Diese Vorgänge paßten einfach in kein militärisches Sandkastenspiel. Hier mußte man völlig andere Methoden anwenden.

Aber welche?

Die Männer warteten auf seine Befehle. Sie waren es gewohnt, daß ein anderer laut für sie dachte. Natürlich überlegten auch sie verzweifelt, eine Lösung fiel ihnen nicht ein.

Mit den Wagen kamen sie nicht weiter, das stand ohne Zweifel fest. Also mußten sie es anders versuchen.

Aber wie?

Es war keine Blitzidee, die ihn überkam, ihm blieb nichts anderes übrig, als den Befehl zu geben.

»Hört zu, Männer!« rief er. »Ein jeder von euch weiß, daß wir uns in einer nahezu verzweifelten Lage befinden. Der Feind hat uns umzingelt. Es gibt keinen gemeinsamen Ausweg mehr. Deshalb muß jeder versuchen, auf eigene Faust den Weg aus diesem verdammten Wald zu finden! Habt ihr verstanden? Auf eigene Faust.«

Er schaute in die Gesichter der Soldaten. Sie wirkten im Dämmer des unheimlichen Waldes wie bleiche Inseln. Jeder hatte Angst, das war ihnen anzusehen, und auch der Captain machte da keine Ausnahme.

»Ist euch das klar?«

»Jawohl, Captain!«

Quentin atmete tief aus. »All right, Leute, dann wünsche ich euch viel Glück. Wir treffen uns am Quartier. Ich hoffe, daß ihr es alle schafft.«

Das letzte Wort blieb ihm beinahe im Halse stecken, denn er spürte plötzlich, wie sich der Boden veränderte.

Von einem Augenblick zum anderen wurde er weich und nachgiebig. Er verwandelte sich in einen tödlichen Sumpf.

Einen Panzer hatte der Untergrund bereits bis zur Hälfte »gefressen«. Und er würde ebenso gnadenlos die Menschen vernichten.

Das Gespenst aus dem Hexenforst erfüllte seine Rache immer!

»Captain, was sollen wir machen?«

Ein Soldat hatte geschrien. Er gehörte zur Panzerbesatzung und tat das einzig Richtige. Als erster lief er los und kletterte auf ein Fahrzeug, wobei er Mühe hatte, seine Beine aus dem Boden zu ziehen, da der bereits wie zäher Leim reagierte.

»Die anderen auch!« brüllte Quentin.

Noch nie in seinem bisherigen Leben hatte er sich so schlecht gefühlt. Es war ein Wettlauf mit der Zeit, und allen war inzwischen klargeworden, daß sie das Rennen verlieren würden, da sich der Sumpf wie ein unersättlicher Moloch gab und Panzer verschlang.

Quentin zeigte Courage. Er wartete, bis es der letzte seiner Leute

geschafft hatte, einen der Wagen zu entern.

Dort warteten sie.

Und sie konnten zuschauen, wie sich der Sumpfboden immer mehr ausbreitete und anfing, alles, was auf ihm stand, in die Tiefe zu zerren. Nur die Bäume und Pflanzen, die ließ er seltsamerweise aus, als wären sie ein Stück von ihm.

Als letzter sprang der Captain auf einen der Wagen. Genau in dem Augenblick, als der Panzer mit einem gurgelndem Geräusch in der Tiefe des Sumpfs versank. Die Erde trank ihn förmlich in sich hinein.

Die Männer konnten es nicht fassen. Noch hockten sie in einer trügerischen Sicherheit und sahen mit weit aufgerissenen Augen, wie der Panzer vom Boden aufgesaugt wurde.

Das Gespenst aus dem Hexenforst kannte kein Pardon, und es sorgte auch dafür, daß die anderen Fahrzeuge nicht verschont blieben.

Ruckweise sanken sie tiefer.

Die Frevler sollten qualvoll und möglichst langsam sterben.

Keiner der Männer wußte einen Ausweg. Auch Captain Quentin nicht. Wie die anderen hockte er mit wachsbleichem Gesicht auf der Ladefläche und wartete auf das Ende…

***

Ich wollte es stoppen!

Daß der General nicht ohne Grund geschossen hatte, hatte ich mir längst gedacht. Ein Mann wie er mußte sich schon in arger Bedrängnis befinden, wenn er so reagierte.

Als ich die Tür erreicht hatte, hörte ich hinter mir den Motor des Jeeps anspringen. Suko hatte den Wagen gestartet, drehte ihn jetzt und fuhr auf den dichten Wald zu, der noch immer zuwucherte und schon bald eine undurchdringliche Wand bildete.

Das alles war für mich nicht interessant. Ich hatte es nicht gesehen, ahnte aber dennoch, daß sich im Haus eine Hölle abspielen mußte. Vor der Tür stoppte ich meinen Schritt.

Mit dem Kreuz und der Beretta wollte ich gegen die Mächte der Natur ankämpfen, riß die Tür auf und prallte zurück, denn aus dem Rechteck quoll mir das Grauen entgegen.

Das Grauen in Form mordender und gefährlicher Pflanzen.

Es waren Blüten, Blätter, Stengel und Stiele. Alle mehrfach vergrößert. Zudem war die Form eine andere geworden. Sie waren weicher geworden und zäher. Sie peitschten mir entgegen. Ich mußte noch weiter zurück und konnte nur durch ein rasches Kopfeinziehen dem Grauen entwischen.

Vom General hatte ich nichts gesehen, aber er mußte in dieser Hölle stecken.

Lebend?

Wohl kaum. Wie ich diese gefährlichen Pflanzen einschätzte, hatten sie dafür gesorgt, daß dem General keine Chance mehr blieb.

Wahrscheinlich war er auf schlimme Art und Weise erwürgt worden.

In mir tobte der Zorn.

Okay, ich hatte ein gewisses Verständnis für die Probleme dieses Gespenstes gehabt, aber nicht für einen Mord. Seltsamerweise brannte innerhalb des Raumes noch das Licht.

Ich stand weit genug entfernt im Düstern und hielt meinen Blick auf den Eingang gerichtet.

Das Türrechteck und auch der Raum dahinter waren ausgefüllt von einem grünen Wirrwarr, das mit einigen Brauntönen versetzt wurde. Dennoch gab es genügend freie und auch erhellte Flächen, um hindurchschauen zu können. Dieser Arm mit dem Uniformärmel gehörte nicht zu den Pflanzen, sondern einem Menschen.

Da dieser Dschungel nie ruhig blieb, entstanden Lücken, durch die auch ich schauen konnte, so daß ich nicht nur einen Arm sah, sondern auch einen weiteren Teil des Körpers.

Der General hing innerhalb der pflanzlichen Hölle wie eingeklemmt. Sein Kopf war zur Seite gesunken, ich sah sein Gesicht und auch die dunkle Flüssigkeit, die meiner Ansicht nach nur Blut sein konnte. Es konzentrierte sich an einer Stelle des Kopfes, etwa in Stirnhöhe, so daß ich nicht lange zu raten brauchte, wie die Verletzung entstanden war.

Der General war erschossen worden.

Er also hatte gebüßt, aber die verfluchte Rache des Gespenstes war damit noch nicht beendet.

Das spürte ich in den nächsten Augenblicken. Im Zimmer wurde es dunkler. Von der Oberfläche der Pflanzen verschwand der blasse Schein.

Etwas heulte vor mir auf. Ich zog unwillkürlich den Kopf ein, der Blick blieb trotzdem auf dem Türrechteck haften, und so bekam ich mit, wie das Gespenst aus dem Hexenforst den Raum verließ.

Es jagte aus der Tür.

Ein unheimlicher weißer Geist, der vor mir in den dunklen Himmel stieg, das Pfeifen beibehielt und sich dann drehte.

Ich war zurückgesprungen, hatte den Kopf in den Nacken gelegt, hielt Kreuz und Beretta fest und war trotz meiner gefährlichen Lage darauf gespannt, was das Gespenst von mir wollte.

Als einen Verbündeten und Freund konnte es mich nicht einstufen. Ich hatte ihm deutlich genug zu verstehen gegeben, was ich von seinen Aktivitäten hielt, wie sie dieser Geist gezeigt hatte.

Bei Mord hörte der Spaß auf!

Das Gespenst war aus dem Raum und in die Höhe gejagt. Jetzt kreiste und tobte es über mir, drehte sich am Himmel und stieß

Geräusche aus, die ebenso ein Hohnlachen sein konnten wie ein grausames Versprechen.

Ich sah ihn deutlich.

Er war tatsächlich ein Geist oder ein Gespenst. Etwas Menschliches, wie vorhin im Wald, hatte er nicht an sich. Ich sah die weißliche Knochenfratze und auch den dazugehörigen Körper, der menschliche Umrisse besaß, aber dennoch durchscheinend war.

Füße, Arme, auch das Gesicht und der eigentliche Leib wirkten wie gezeichnet und bewegten sich heftig über mir in der Luft, wo sie ihre rasenden Wellenbewegungen produzierten, so daß aus der Gestalt fast ein Kreis wurde.

Da ich nichts tat und nur abwartete, wurde das Gespenst auf eine gewisse Art und Weise müde. Es hörte auf zu rotieren und blieb über mir hochaufgerichtet in der Luft stehen.

Weshalb tat es das? Warum griff es nicht an? Hatte es vielleicht doch vor meinem Kreuz Furcht bekommen? Ich dachte zurück. Das Gespenst mußte in der Zeit »geboren« sein, als der christliche Glaube auch auf der Insel weit verbreitet war. Damals schon gab es das Symbol der Hoffnung, der Auferstehung, und wenn der Geist aus dem Hexenforst mit dem Bösen in Verbindung stand, mußte es vor dem Kreuz Furcht empfinden.

Dann hörte ich es sprechen.

Seine Stimme klang dumpf. Sie schallte aus der Höhe zu mir herunter, und ich hatte das Gefühl, mich ducken zu müssen, so deutlich und auch laut vernahm ich die Worte.

»Du hast gesehen, welch eine Macht ich besitze. In diesem Wald gehört mir alles. Jeder Baum, jeder Zweig, jede Blume atmet meinen Odem. Mein Geist steckt in ihnen, ich leite sie, ich kann sie führen, sie gehorchen mir, und sie werden nur das tun, was ich von ihnen verlange. Blüten erstrahlen in prächtigen Farben, Pflanzen zeigten ihr Grün auch im Winter, ich kann die Natur nicht nur beeinflussen, ich bin die Natur. Schau hoch zu den Kronen der Bäume, dann wirst du es sehen.«

Das tat ich auch.

Es war inzwischen ziemlich dunkel geworden. Ein Nachteil, um genau schauen zu können. Dennoch war die Veränderung deutlich zu erkennen. Ich hätte das Filigran der Äste und Zweige sehen müssen, auch vor dem so dunkelgrau wirkenden Himmel.

Statt dessen entdeckte ich etwas anderes. Dichte, runde Kronen.

Sie wirkten auf mich wie große Kugeln, die sich ausgebreitet hatten und ihren Platz auf den Baumstämmen einnahmen.

Es war ein Widerspruch an sich.

Wir hatten Winter, aber dem Geist war es gelungen, eine sommerliche Laubfülle zu präsentieren. Für mich ein Beweis, welche

Kraft und Macht in ihm steckte.

Kam ich gegen dieses Wesen überhaupt an?

Das Gespenst schien meine Gedanken erraten zu können, denn es lachte vor seinen Worten auf. »Nun, denkst du darüber nach, wie du mich ausschalten kannst, Mensch?«

Er bekam von mir keine ehrliche Antwort, da ich ihn nicht noch weiter provozieren wollte. Statt dessen suchte ich nach einem Weg, um ihn aus der Reserve zu locken.

Ich ging davon aus, daß jeder Dämon, gab er sich auch noch so mächtig, eine schwache Stelle besitzt, auch dieses Gespenst mußte eine solche haben. Danach wollte ich forschen.

»Also gut«, rief ich ihm entgegen. »Du bist mächtig, du bist der Beherrscher des Hexenforsts. Das hast du uns bewiesen. Ich meine, daß genügend Menschen gestorben sind. Laß die anderen frei, dann können wir beide miteinander reden.«

»Frei?« Die weiße durchscheinende Fratze schwebte über mir und verzerrte sich, während ihr Hohngelächter nach unten stieß. »Ich werde dich doch nicht freilassen, und auch nicht die Menschen, die sich innerhalb meines Waldes befinden. Denke nach. So viele Warnungen habe ich ausgesprochen. Sie wurden gehört, aber nicht verstanden, weil die Menschen einfach zu arrogant sind. Die glauben immer noch, diegroßen Herrscher zu sein. Daß dies längst nicht mehr stimmt, haben sie nicht erkannt. Aus diesem Grunde werde ich auch kein Pardon kennen. Der Wald ist dabei, sich zu verändern. Nicht nur die Bäume entfalten ihre sommerliche Pracht, auch der Boden, auf dem sie wachsen, wird sich verändern. In ihm wohnen Kräfte, die ich allein nur kontrollieren kann. Ich habe dafür gesorgt, daß die Bäume es schaffen, auf dem Grund zu wachsen, der für Menschen zu einer tödlichen Falle werden kann. Zuerst schlägt die Natur zu. Da wird aus den harmlosen Bäumen ein dichter Dschungel. Neue Zweige entstehen, regelrechte Lianen, wie man sie aus den Dschungeln Afrikas und Asiens kennt. Sie verfilzen und verschlingen ineinander. Sie bilden ein Dickicht, sie sorgen für eine Sperre, die niemand durchbrechen kann, selbst Panzer nicht. Während wir hier reden, erleben die Soldaten, die mich und meinen Wald töten wollten, eine Hölle der Angst. Sie kommen nicht mehr raus. Ich habe die Falle gestellt und lasse sie zuschnappen.«

Mir war klar, daß ich den Geist nicht mehr davon abhalten konnte, seine Rache zu vollenden. Noch immer dachte ich über einen schwachen Punkt bei ihm nach, während er weitersprach und von dem General erzählte, den er erst hatte Todesängste ausstehen lassen, um ihn anschließend zu vernichten.

Da war doch etwas mit einem Baum, dessen Stamm mit dem Blut des Mannes getränkt worden war.

Genaueres wußte ich nicht, aber ich wollte weiterfragen und mußte es auf eine Art und Weise versuchen, die keinen Verdacht bei ihm aufkommen ließ.

»Ich sehe, daß ich keine Chance mehr habe«, gab ich zerknirscht zu, »und du wirst mich wahrscheinlich auch nicht schonen – oder?«

Beim letzten Wort hatte ich Hoffnung in die Stimme gelegt, die der andere sofort zerstörte.

»Wie recht du hast. Ich töte dich als letzten. Du sollst das Grauen miterleben.«

»Und wo?« Meine Stimme zitterte ängstlich.

»Im Wald selbst.«

»Dann laß uns gehen.«

»Du willst freiwillig?«

»Was bleibt mir anderes übrig?« Ich stand da, schaute in die Höhe und hob die Schultern. »Du bist der Stärkere, ich kann dir nur den Tribut zollen, der dir zusteht.«

Auch Geister sind eitel. Das merkte ich wieder einmal, als das Gespenst anfing zu lachen.

»Ja, das bin ich tatsächlich. Ich bin viel stärker als du, und ich werde es dir immer wieder beweisen.«

»Bitte«, erwiderte ich. »Führe mich in den Wald.«

»Weshalb?«

»Ich will dort mein Ende finden, wo du deinen Anfang genommen hast. Ich möchte den dämonischen Zauber der Vergangenheit erleben. Ich will dabeisein, wenn ich dich als letztes Wesen sehe, das es noch auf der Erde gibt. Deine Geburtsstätte soll mein Grab werden.«

Das Gespenst öffnete sein Knochenmaul. Ich konnte hindurchschauen, und das wie gezeichnet wirkende Wesen jagte plötzlich dem Erdboden entgegen, wobei es dicht vor meinen Augen umherhuschte und seinen Weg haargenau in die Blockhütte fand.

Da die Tür noch offenstand, bekam ich einen Teil der Rache mit, sah den weißen Schleier auf den zahlreichen Pflanzen, der sich innerhalb eines Augenblicks veränderte, einen hellroten Schein annahm, und einen Moment später stand das Innere des Quartiers in hellen Flammen.

Sie besaßen Kraft, verbrannten alles und zersprengten auch das Dach, so daß die langen Zungen in die Höhe lecken konnten.

Das Gespenst baute nicht nur auf, es zerstörte auch. Ich spürte die Hitze des Feuers. Verkohlte Reste wurden durch die brennende Tür und die flammenden Seiten nach draußen geschleudert, blieben vor mir liegen und vergingen.

Das Gespenst bewegte sich innerhalb des Feuers. Es lachte, und sein Gelächter übertönte das Fauchen des Feuers. Seine Rache begann, ich hoffte, daß es meinen Wunsch nicht vergessen hatte und sah, daß es

wie ein Schemen aus dem brennenden Blockhaus in meine Nähe fuhr und wieder in den vom flackernden Widerschein des Feuers erhellten Himmel stieg. Dort blieb es für einen Moment, breitete sich zu einer Wolke aus, die die eigentliche Gestalt tarnte, aber ich sah deutlich die widerliche weiße Knochenfratze, die mir entgegenschaute.

In einer Schräglage hielt sich der Diener Mandragoros auf und schaute in mein Gesicht.

»Komm mit!« brüllte er.

Mir fiel ein Stein vom Herzen, obwohl die Angst in meinem Innern blieb. Ich hatte hoch gereizt und hoffte darauf, daß meine einzige Karte auch stechen würde…

***

Suko und Will Mallmann kamen nicht sehr weit, als ihnen bereits die ersten Zweige in die Gesichter peitschten. Es waren andere Äste, als sie gewohnt waren. Diese hier konnte man nicht als so hart bezeichnen, sie waren glatter und dehnten sich auch stärker. Manchmal hatten die Männer das Gefühl, von Schlangenarmen berührt zu werden, und auch gegen die Wangen hieben diese veränderten Baumäste.

Sie kamen noch gut voran. Zudem besaß der Jeep griffige Reifen, die es auch schafften, über den weichen Boden zu fahren.

Die beiden Freunde hatten aus dem Wald die Laute und Geräusche vernommen. Darüber waren sie nicht glücklich gewesen, denn es hatte sich angehört, als befänden sich die Soldaten in einer Notlage. Das Dröhnen der Motoren hatte die lauten Schreie nicht überdecken können, so daß Suko und Will damit rechneten, in eine Hölle zu fahren.

Der Wald hatte sie geschluckt.

Ein veränderter Wald, eine für sie fremde Umgebung, denn alles, was sie sahen, kam ihnen dschungelähnlicher und auch viel gefährlicher vor. Da gab es kaum noch Räume zwischen den dicken Baumstämmen, alles war zugewuchert von einem dichten Pflanzennetz, und das nicht erklärbare Wachstum hörte auch nicht auf.

Den schmalen Weg, den sie unter die Reifen genommen hatten, war noch relativ frei geblieben, so gelang es ihnen, immer tiefer in den Hexenforst vorzustoßen.

Beiden war nicht sehr wohl bei dieser Fahrerei. Will Mallmann warf hin und wieder einen Blick zurück, wobei er einmal sehr große Augen bekam, als er sah, daß der Wald eine Mauer gebildet hatte.

Er war zu.

Suko bemerkte etwas von der Sorge und fragte, was geschehen war.

Mallmann berichtete es ihm.

Suko nickte. »So etwas Ähnliches hatte ich mir schon gedacht.

Jedenfalls ist es nicht normal.«

»Was ist hier schon normal?«

»Schau mal in die Höhe«, erwiderte der Inspektor.

Das tat Will. Seine Augen wurden dabei groß. Er sah die belaubten Kronen, schüttelte ungläubig den Kopf und konnte sich keinen Reim auf die Dinge machen.

»Nun?«

»Verdammt, Suko, das gibt es doch nicht.«

»In diesem Hexenforst ist alles möglich!« erklärte der Chinese verbissen und hielt das Lenkrad noch härter umklammert, so daß seine Fingerknöchel scharf hervorsprangen.

Unterhalten konnten sich die beiden nicht mehr, weil die Strecke Sukos fahrerisches Können voll und ganz einnahm.

Sie hatten das Licht eingeschaltet. Die bleichen Strahlen tanzten über den Boden, drängten in die Höhe und huschten wie bleiche, geisterhafte Augen über den dichten Wirrwarr aus Pflanzen und lianenartigen Gewächsen, die sich um Zweige, Stämme und Äste geschoben hatten, so daß sie schon eine dicke zweite Schicht bildeten.

Manchmal bewegten sich auch die Zweige von ihren Zielen weg.

Dann peitschten sie in die freien Räume hinein und versuchten Ziele zu treffen, die sie auch zu fassen bekamen, weil es wieder andere Pflanzenarme waren, so daß der netzartige Wirrwarr innerhalb des Waldes immer größer und auch dichter wurde.

Das bemerkten die beiden Männer ebenfalls.

Sie waren den Weg schon einmal mit Holmes gefahren, den es dann erwischt hatte. Suko rollte in eine Senke hinein, brachte den Wagen an der anderen Seite wieder hoch, gab danach Gas und fuhr mit hoher Geschwindigkeit auf eine Stelle zwischen zwei Bäume, durch die sie einfach mußten, denn einen anderen Weg gab es nicht mehr.

Suko jagte hinein. Beide hatten das Gefühl, in ein straff gespanntes Netz gefahren zu sein, das sich durch den Druck nach hinten dehnte und den gleichen Weg wieder nach vorn schlug, als es bis zum letzten Ende gespannt worden war.

Der Motor heulte auf. Will und Suko wurden durchgeschüttelt.

Der Inspektor gab Gas, er wollte den Jeep wieder freikriegen, das aber schaffte er nicht. Sie hingen fest.

»Raus!« Will sagte dies, denn er hatte gesehen, daß aus dem dichten Laubwerk über ihnen würgende Pflanzenarme nach unten fielen und sich um ihre Körper drehen wollten, als wären es Schlangen.

Suko und Mallmann sprangen nach zwei verschiedenen Richtungen aus ihrem Fahrzeug.

Den Kommissar erwischte es. Er hatte nicht achtgegeben. Auf dem Boden lagen die Pflanzen wie Fußangeln, die sich gedankenschnell um Wills Knöchel wickelten.

Diese Gewächse folgten den Befehlen eines schrecklichen Geistes.

Sie gehorchten nur ihm, und sie sorgten dafür, daß Menschen in die gefährlichen Fallen gerieten.

Will fiel zu Boden. Suko sah ihn verschwinden, lief um den Jeep herum und stand schließlich neben dem deutschen Freund. Das Gesicht des Kommissars war verzerrt. Die Pflanzen hatten sich um seine Fußknöchel gewickelt und die Beine in die Höhe gezogen, so daß der Kommissar zwangsläufig eine Schräglage angenommen hatte.

Suko hielt die Peitsche schlagbereit.

Und er hämmerte zu.

Die drei Riemen pfiffen durch die Luft. Mit elementarer Wucht trafen sie das straff gespannte, lianenartige Pflanzenseil und hämmerten es durch, als wäre es mit einer Schere zerschnitten worden.

Gleichzeitig zischten und glühten die beiden Teile auf, so daß sie in Sekundenschnelle verbrannten.

Will stand auf.

Er schaute Suko an, über dessen Mundwinkel ein hartes Grinsen flog, wobei er zusätzlich nickte. »Das hätten wir, Will. Die Peitsche sorgt dafür, daß wir den Weg freibekommen.«

Mallmann atmete tief ein. An sein eigenes Schicksal dachte er nicht mehr und deutete nach vorn.

»Da führt der Weg hin!«

Suko kam sich vor wie in einem Dschungel. Nur kämpfte er nicht mit einer Machete, sondern mit einer Peitsche, die in diesem Fall die gleiche Funktion übernommen hatte.

Durch gewaltige Schläge gelang es dem Chinesen, sich freie Bahn zu verschaffen.

Immer dort, wo das dichte Gewächs von den Riemen getroffen wurde, glühte es auf und verkohlte einen Moment später.

Sie schlugen sich einen Tunnel.

Geduckt mußten sie gehen, und Sukos rechter Arm arbeitete wie der eines Roboters.

Sie vernahmen die klatschenden Laute, die bei jedem Schlag entstanden, und sie hörten auch das Zischen der Pflanzenzweige, das immer dann aufklang, wenn die dämonisch beeinflußte Kreatur verging. Hinter ihnen blieb das Grauen zurück, während ihnen von vorn andere Geräusche entgegengeweht wurden.

Es waren Rufe oder Schreie. Harte Männerstimmen brüllten. Obwohl die Entfernung zu diesem Ziel ziemlich groß war, hörten die beiden Männer doch die Angst heraus, die die Schreie begleitete.

Sie blieben stehen und schauten sich an. Beide atmeten schwer.

Sukos Gesicht war von einer Schweißschicht bedeckt. Die Anstrengung zeichnete sich auf seinen Zügen ab.

Mallmann nickte. »Die müssen sich in Gefahr befinden.

Wahrscheinlich sind sie schon überwuchert worden.«

»Aber sie leben.«

»Dann weiter!«

Suko drehte sich um. Abermals bewegte er seinen rechten Arm wie ein Automat. Er führte die Schläge mit einer noch größeren Verbissenheit, und das Glühen der allmählich vergehenden Pflanzen zeichnete ihren weiteren Weg zum Ziel.

Sie kamen nicht bis dicht heran.

Dem Inspektor fiel es zuerst auf, als er merkte, wie sein rechter Fuß nachgab und im Boden versinken wollte.

Er blieb stehen.

Fast wäre Will gegen ihn gelaufen. »Was ist denn?«

»Schau nach unten!«

Mehr brauchte Suko nicht zu sagen. Auch Will Mallmann erkannte mit Schrecken, daß sie sich einer gefährlichen Falle genähert hatten. Bisher war der Untergrund zwar weich, aber normal gewesen. Doch nun lag vor ihnen ein gefährliches und heimtückisches Sumpfland, das sie nicht durchqueren konnten, ohne in die Tiefe gezerrt zu werden.

»Wir sind am Ende«, erklärte Suko.

Will schaute in die Höhe. Laut floß sein Atem über die Lippen.

»Ob wir es durch die Bäume versuchen?«

»Wie Tarzan, was?«

»So ungefähr!«

Auch Suko schaute nach oben. »Nein«, sagte er. »Wir kämen vom Regen in die Traufe. Da lauern ebenfalls die verdammten Lianen. Sie würden dich erwürgen. Ich habe nicht soviel Platz, um sie durch Schläge allesamt zerstören zu können.«

»Dann müssen wir zurück?«

»Wahrscheinlich.«

»Gib mir mal die Peitsche!« forderte der Kommissar. Er bekam sie auch und schlug sich mit ausgestrecktem Arm einen Weg frei, so daß ebenfalls eine Lücke entstand.

Die beiden Männer gingen nicht weiter, sondern blickten durch die Lücke. Der Wald war nicht normal. In ihm befand sich ein seltsam bleiches Licht. Es hatte sich schleierartig über die Bäume und Pflanzengelegt, so daß sie den immer allgegenwärtigen Geist ihres Gegners in der Nähe wußten. Der Schein gab auch genügend Licht.

Durch die geschaffene Lücke konnten die beiden Männer tiefer in den Wald schauen, und sie sahen nicht nur den Panzer und die anderen Fahrzeuge sondern auch die Soldaten, die sich auf diese Kriegsinstrumente gerettet hatten.

Es war nur mehr ein Tropfen auf den heißen Stein, eine Verlängerung der Todesangst.

Der Boden war unersättlich.

Ob Panzer, Transportwagen oder Menschen. Alles zog er gnadenlos in die Tiefe…

***

Der Wald wollte sich rächen.

Und dieses Versprechen löste er bei den Soldaten unbarmherzig ein. Die Männer hockten auf den Fahrzeugen. Manche schrien.

Andere waren einfach nur bleich, und wieder eine Gruppe hatte die Hände zusammengelegt und betete mit bebenden Lippen.

Der Tod war nahe.

Unsichtbar schwebte er über ihnen und hielt bereits seine knochigen Klauen nach ihnen ausgestreckt.

Captain Quentin hatte nach dem Sprechgerät gegriffen. Erst nach einer Weile bekam er mit Eastlow Verbindung.

Aus dessen Stimme sprach die Angst. »Verdammt, wir hängen fest und sinken weiter.«

»Wir auch«, erklärte Quentin.

»Und?«

Quentin lachte. »Nichts und, mein Lieber. Es gibt keine Chance mehr für uns. Wir müssen uns damit abfinden, von dem Boden aufgesaugt zu werden.« Er hatte während des Sprechens den Kopf gedreht, um den Panzer sehen zu können.

Viel konnte er nicht mehr erkennen, denn der schwere Panzer war bereits über die Hälfte im Boden verschwunden. Dabei hatte ihn die Kraft nach vorn gezogen. Auch seine schwere Kanone steckte bereits tief im Schlamm.

Quentin wischte über seine Stirn. Er hörte Eastlows Stimme und gab keine Antwort.

»Verstehst du mich nicht mehr?«

»Doch.«

»Hast du schon Leute verloren?«

»Nein«, erwiderte Quentin und fügte ein: »Es wird nicht mehr lange dauern«, hinzu.

»Ich aber. Bei mir ist ein Mann abgerutscht. Wir konnten ihn leider nicht halten.«

Quentin wischte über seine nasse Stirn. »Wenn du es ausrechnest, wie lange gebt ihr euch noch?«

»Vielleicht zehn Minuten.«

»Das kommt auch bei uns hin. Ende.« Quentin wollte nicht mehr weitersprechen.

Er hockte still im Wagen und starrte durch die Scheibe nach draußen. Auch der Fahrer sagte nichts. Quentin konnte auch seinen Männern keine Befehle mehr geben. Jeder Soldat sollte seinen Gefühlen freien Lauf lassen können. Ob er schrie, zitterte oder betete.

Es war ihm egal.
Der Captain merkte selbst, wie sie immer tiefer in den Boden sackten. Das geschah nicht gleitend, eher ruckweise, als wäre der Boden ein Ungeheuer und würde nur immer sein Maul für einen Moment öffnen, um das Opfer weiter in die Tiefe zerren zu können.
Auch Quentin merkte, wie die Todesangst von ihm Besitz ergriff.
Er hatte sich immer für einen harten Burschen gehalten. Gestählt worden war er im Feuer des Falkland-Krieges, aber was er hier erlebte, war so grauenhaft, daß ihm einfach die Worte fehlten.
Er wunderte sich darüber, wie ruhig sein Fahrer war. Er hockte starr neben dem Captain, hatte die Hände auf das Lenkrad gelegt und starrte durch die Scheibe.
Plötzlich aber bewegte er sich. Er handelte so schnell, daß Quentin überrascht wurde.
Mit einem Ruck hatte der Fahrer die Tür aufgestoßen. Die kalte Luft drang in das Fahrerhaus und verdrängte den Geruch des Angstschweißes. Die Worte blieben Quentin im Hals stecken. Sein Fahrer stand für einen Moment in der Ausstiegsluke und stieß sich plötzlich ab. Mit einem gewaltigen Satz sprang er dem Sumpf entgegen.
»Ich komme!« brüllte er dabei, und ein jeder hörte das laute Klatschen, als er in die schwammige Flüssigkeit hineinsprang und sein Ruf mit einem Gurgeln erstickte.
Quentin wurde noch bleicher. Auch die Schreie der übrigen Soldaten waren verstummt, und der Captain fragte sich, ob sein Fahrer nicht die beste Lösung gewählt hatte.
Dessen Todesangst jedenfalls war vorbei.
Die der anderen stieg weiter…

***

Ich kam gut durch den Wald.
Das Gespenst aus dem Hexenforst war ein ausgezeichneter Führer. Ihm gehorchten die wild wuchernden Zweige, die Äste der Bäume. Sie schienen sich vor der bleichen Gestalt, die mich führte, verneigen zu wollen, denn sie glitten zur Seite, und es gab kein Hindernis, das mich auf meinem Weg in die Tiefe noch aufhielt.
Das bleiche Licht hatte sich ausgebreitet wie ein in der Luft schwebender Teppich. Es wies mir den Weg. Ich sah die aus Zweigen, Ästen und Lianen bestehende Umgebung fahl und geisterhaft leuchten, wie die Szenerie in einem fremden Märchenwald, der durch Engelschein verzaubert wurde.
Nun, der Schein der Engel war hier nicht vorhanden. Eher das Gegenteil, ein Widerlicht des Teufels.
Schritt für Schritt drang ich tiefer in den Hexenforst. Manchmal

vernahm ich leise Rufe oder Schreie. Aus der Tiefe waren sie gedrungen, erreichten meine Ohren, und trotz der Entfernung hörte ich die Angst deutlich hervor.

Das mußten die Soldaten sein, die ebenfalls Gefangene dieses Waldes waren.

Ich dachte auch an meine beiden Freunde Suko und Will. Mit dem Jeep waren sie in diese Hölle hineingefahren. Ich hoffte für sie, daß beide stark genug waren, sich gegen die Kräfte stemmen zu können, die das Gespenst erweckt hatte.

Die Zeit verging mir viel zu langsam. Jede Sekunde, die verrann, konnte einem Menschen das Leben kosten. Aber das Gespenst ließ sich Zeit. Für diesen Geist zählten weder Sekunden, Tage noch Wochen.

Der Wald wurde immer dichter. Ich drückte mich an Ästen und Zweigen vorbei, die wie kahle Hände gegen mein Gesicht greifen wollten, um die Haut zu zerkratzen.

In dieser Umgebung waren die Bäume höher und auch dichter geworden. Wenn ich nach oben blickte, war es mir kaum möglich, den Himmel zu sehen. Dicht belaubte Kronen nahmen mir den Blick. Die Baumriesen kamen mir vor wie majestätische Überbleibsel aus den Anfängen unseres Planeten.

Wo aber wuchs der Blutbaum?

Nach rechts führte der Weg. Vorbei an dichtem Unterholz, das eine undurchdringliche Wand bildete.

Anschließend sah ich ihn.

Ja, das mußte er einfach sein. Und auch das Gespenst bewegte sich nicht mehr weiter.

Es hatte sich in der gewaltigen Baumkrone ausgebreitet und bedeckte die Ansammlung aus Zweigen, Ästen und Laub wie ein blasses, durchscheinendes Leichentuch.

Dazwischen aber schimmerte deutlich und auch intensiver die unheimliche Knochenfratze.

Ich glaubte nicht, daß sie größer geworden war, obwohl es mir so vorkam, denn sie hatte eine breitere Fläche eingenommen und spannte sich praktisch von einem Ast zum anderen.

Da wirkte der Mund in die Breite gezogen, da sahen die Augen noch größer aus, und auch die Stimme, die mir entgegenklang kam mir lauter vor als sonst.

Ich spürte so etwas wie Furcht vor diesem Wesen. Es beherrschte den Blutbaum mit seinem Körper. Der weiße Schleier, der den Waldbodenbedeckte, konzentrierte sich in dieser Stelle besonders stark.

Mein Herz hämmerte so stark, daß ich die Echos der Schläge sogar an den Rippen spürte, und ich hörte die ersten Worte des Gespensts. »Hier ist der Blutbaum, den du sehen wolltest. Vor langer Zeit, als

man meinen Körper tötete, rann das Blut in den Boden, wurde von den starken Wurzeln wieder aufgesaugt und sorgte dafür, daß sich der Baum mit meinem Geist füllte. Ich habe dir deinen Wunsch erfüllt. Du stehst vor dem Zentrum. Es wird gleichzeitig zu deinem Grab werden. Der Baum kann dich vernichten.«

Ich starrte auf den Stamm, in das Geäst, sah die Blätter schimmern wie weiße Taler und entdeckte auch die widerliche, durchscheinende Knochenfratze des Geistes darin.

Meine Gedanken aber galten dem Kreuz.

Ich kannte den Spruch, den ich sprechen mußte, um es zu aktivieren. Terra pestem teneto – Salus hic maneto.

Es gab auch eine Übersetzung.

Sie hieß: Die Erde soll das Unheil halten, das Heil soll hier bleiben!

Und gerade dieser Spruch bekam hier eine besondere Bedeutung, denn aus der Erde war das Unheil gewachsen, das im Prinzip den Namen Mandragoro besaß.

Mit dieser Formel mußte ich ihn stoppen können.

Also rief ich sie.

Laut und deutlich drangen die einzelnen Worte aus meinem Mund, und sie schlugen ein wie eine Bombe.

Die innerhalb des Kreuzes geborenen Kräfte kamen frei, suchten sich einen Weg nach draußen und fanden auch ihr Ziel.

Es war der Blutbaum!

Dort schlugen sie ein.

Diesen Kräften, diesen Gewalten hatte selbst das Gespenst aus dem Hexenforst nichts entgegenzusetzen. Es wurde getroffen, und die grünvioletten Strahlen, die mein Kreuz verlassen hatten, jagten wie scharfe Blitze in das Geäst und in den die Krone umgebenden bleichen Schein.

Sie rissen ihn auf, sie zerfetzten und zerstörten ihn, so daß nur mehr helle, lappige Streifen nach allen Seiten speerartig in den Wald hineinstachen, wo sie zerflatterten.

Das Zentrum blieb noch.

Ich schaute über mein glänzendes Kreuz hinweg auf den in der Höhe schwebenden Körper und sah, wie er sich zurückbeugte.

Schrecklich kam mir der weiße Schädel vor, in dem der Mund weit geöffnet war, als wollte er mir etwas mitteilen oder einfach nur schreien.

Nichts von beidem geschah.

Das Gespenst aus dem Hexenforst erlitt einen schrecklichen, lautlosen Tod. Es wurde vernichtet, und seine Reste zerstörte die magische Kraft innerhalb des Waldes.

Zuletzt zersprang der Schädel.

Weder Knochensplitter noch Hautstücke flogen mir um die Ohren.

Der materielose Kopf löste sich in weiße Schatten auf, die zwischen den dicht wachsenden Stämmen verschwanden.

Das war es gewesen.

Ich ließ die Hand mit dem Kreuz sinken. Da kam der Sturm. Es war eine einzige Bö, die durch den Wald fegte, an den Bäumen rüttelte, Zweige abriß und die Welt wieder heilte.

Das Grün der Kronen verschwand, der Boden wurde fest, die lianenartigen Gewächse lösten sich auf.

Ich stand inmitten eines völlig normalen Winterwaldes, der von einem bösen Fluch befreit worden war.

***

Die Reste des Hauptquartiers glommen noch nach. Der leichte Wind trieb uns den beißenden Rauch entgegen, so daß wir uns abwenden mußten, um Bilanz ziehen zu können.

Will, Suko und ich waren mit heiler Haut davongekommen. Bei den Soldaten sah es nicht so gut aus. Einige von ihnen hatten ihr Leben lassen müssen, und die verdammten Kriegsgeräte steckten im Waldboden fest, als wären sie einbetoniert worden.

Von General Fry fanden wir nichts mehr. Seine Leiche war zu Asche geworden, die sich unter die übrigen Reste gemischt hatte.

Schon bald wimmelte es von Offiziellen. Das gesamte Gelände wurde abgesperrt, und auch Sir James war eingetroffen. Er zog uns zur Seite und bekam eine Erklärung.

Was man offiziell bekanntgeben würde, war nicht unser Bier. Wir hatten unsere Pflicht getan. Ich wollte allerdings keine großen Erklärungen an die Militärs abgeben, und Sir James versprach mir, daß mir dieser Wunsch erfüllt wurde.

Eine Warnung allerdings hatten die Menschen bekommen. Und die sollten sie nicht auf die leichte Schulter nehmen.

Die Natur ließ eben nicht alles mit sich machen. Irgendwann schlug sie zurück.

Nicht immer so, wie wir es erlebt hatten, das lehnte ich strikt ab.

Aber sie konnte sich auch auf eine andere Art und Weise rächen, so daß der Raubbau an ihr für die Menschheit zu einem gefährlichen Bumerang werden konnte…

***

Zwei Tage später

Wir feierten Weihnachten.

Die Conollys waren versammelt, Suko und Shao ebenfalls. Sogar Will Mallmann war geblieben. Natürlich auch Johnny und Ali. Der vierzehnjährige Junge aus Marokko erlebte zum erstenmal ein Weihnachtsfest dieser Art.

Der gute Bill hatte schon seit Jahren einen Wahlspruch. Wenn er den

Baum schmückte, mußte er pro Kugel einen Whisky haben. Will und ich halfen ihm dabei, so daß wir alle drei am Abend in Stimmung waren und den letzten Gast empfangen konnten.

Es war Glenda Perkins.

Strahlend betrat sie das Haus und stellte sich neben mich. Sie lächelte mich an, ich spürte den Druck ihres warmen Körpers und sah an der anderen Seite die Wölfin Nadine, die sich neben meinen Fuß gekauert hatte.

Als man mich fragte, ob ich auch die Kerzen anzünden wollte, lehnte ich ab.

»Warum denn nicht?« wollte Sheila wissen.

»Weißt du, meine Liebe, von Bäumen und allem, was damit zusammenhängt, habe ich für die nächste Zeit die Nase voll.«

Dafür hatten alle Verständnis…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 357 »Die Treppe der Qualen«

[2]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 044 »Hände, die der Satan schuf«

[3]Siehe John Sinclair Nr. 89 »Die Werwolf-Insel«, John Sinclair Nr. 90 »Jagd auf die Dämonenwölfe«

[4]Siehe John Sinclair Nr. 195 »Eine schaurige Warnung«

[5]Siehe John Sinclair Nr. 56 »Das Ungeheuer von Loch Morar«